

Beiträge zur Integration
Herausgeber: Volker Schönwiese und Gabriele Rath
Internet-Volltext-Bibliothek BIDOK: <http://bidok.uibk.ac.at/>

Valerie Sinason

Geistige Behinderung und die Grundlagen menschlichen Seins

Übersetzung aus dem Englischen
Barbara Strehlow
Wolfgang Jantzen (Gedichte)

unterstützt durch die Stiftung propter homines

Luchterhand

7 Männliche Sexualität und Behinderung

Da ist Terry

Der Frosch den die Prinzessin nicht geheiratet hat

Das Biest das die Schöne nicht geküsst hat

Valerie Sinason, Round Up

Sheila HOLLINS, Professorin für Behindertenspsychiatrie am *St. Georges Hospital* in London hat die »drei Geheimnisse« geistiger Behinderung treffend benannt: die Behinderung selbst, Sexualität und Tod (HOLLINS und GRIMER, 1988). Es ist die Verbindung zwischen den ersten beiden, auf die ich mich hier konzentrieren möchte. Erstens tun wir uns in unserem Kulturbereich darin schwer, dem Blick auf schwierige sexuelle Bereiche innerhalb der normalen Bevölkerung standzuhalten. Davon zeugt unsere späte Bereitschaft, sexuellen Missbrauch zur Kenntnis zu nehmen. Zweitens ist die Angst noch viel größer, sexuelle Fragen und Behinderung im Zusammenhang zu sehen, obgleich es hier seit 1981 einen bedeutenden Fortschritt gegeben hat, als die CRAFTS (1981; 1992) die Philosophie der Normalisierung mit dem zunehmenden Angebot an sexuellen und sozialer Aufklärung in Verbindung gebracht haben.

Wie ich an anderer Stelle geschrieben habe (1989 b) ist der Zusammenhang zwischen geistiger Behinderung und Sexualität etliche hundert Jahre lang problematisch gewesen. Das hat seine Wurzeln in dem unbeeilbaren Zorn und der Angst in manchen Gesellschaften, dass die sexuelle und prokreative Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau zu einer geschädigten Nachkommenschaft führen kann. Ebenso wie die illegitimen Kinder die sozialen und kulturellen Fantasien über wilde, gesetzlose Sexualität zu tragen gehabt haben, so tragen die geistig Behinderten auf ihren Gesichtszügen die Spuren dessen gestempelt, was als böse Sexualität gefürchtet wird. Das ist für das Fantasieleben beider, der Eltern und des Kindes, von Bedeutung. In ihrer Arbeit über perinatale Todesfälle an der *Tavistock Clinic* haben die Psychoanalytiker Emmunuel LEWIS und Sandy BOURNE (1989, S. 938) herausgefunden, dass »die Ideen Erwachsener über den Grund für ein verküppeltes Baby sich mit unbewussten Erinnerungen an eine Kindheitsfantasie darüber, wie Babys gemacht und weggemacht werden, verknüpfen« und Schamgefühle wecken.

Schichtprobleme spielen hier ebenfalls eine Rolle. BINETS IQ-Skalen zu Beginn dieses Jahrhunderts haben gezeigt, dass die meisten Prostituierten und Kleinkriminellen zur unterprivilegierten Gruppe gehörten, die

als geistig leicht Behinderte rangierten. Die Viktorianer waren weitgehend so unwillig wie wir heute, den Teufelskreis der Unterprivilegierung zu durchbrechen und zogen es vor, stattdessen den Opfern die Schuld zuzurechnen.

Es ist aber nicht nur die »normale« Gesellschaft, die diese Befürchtungen hegt. Es sind auch die geistig Behinderten selbst. Denn wir alle tragen in uns eine Art biologischer Hoffnung auf künftige Generationen und verfallen in Trauer, wenn der erhoffte Neuankeimling nicht gesund ist. Dann treten Ängste vor »böser« Sexualität auf, und Behinderte wie Nichtbehinderte haben eine Reihe infantiler Fantasien über deren Bedeutung. Eine Frau hat während ihrer Schwangerschaft viele Fantasien, die sie vielleicht danach vollständig vergisst: sie hat beispielsweise Angst, wie das, was sie in sich trägt, wohl beschaffen sein mag; ob sie wirklich eine Frau ist; ob das Baby ihr eigenes oder ein gestohlenes ist; ob sie ein wirkliches Baby haben darf; ob der Liebesakt, aus dem das Kind hervorgeht, der denkbar beste war; ob das überhaupt etwas ausmacht; was ist mit dem überzähligen Glas Wein, der Zigarette oder der aktiven Hausarbeit? Wenn ein gesundes Baby geboren wird, kann all das in Vergessenheit geraten. Wenn aber das Baby merklich behindert ist, dann kehren diese primitiven Ängste zurück. Das geschädigte Kind kann dann manchmal als eine Bestrafung für ungesunde Sexualität erlebt werden.

Das hat umgekehrt eine Wirkung auf das Kind. Die meisten Kinder halten ihre Eltern nicht für sexuelle Wesen, außer hinsichtlich ihrer eigenen Empfängnis. Sonst verbringen Eltern ein makellos zölibatäres Leben, das nur dann befleckt wird, wenn dummerweise ein Geschwisterkind dazu kommt. Ein Kind aber, das von Geburt an schwer behindert ist, kann sich selbst mit dem prokreativen Moment in Verbindung bringen. Wenn zwei Leute, die zusammenkommen, etwas hervorbringen, das als beschädigt erlebt wird, dann ist die Sexualität in der Tat gefährlich. Diese Angst macht paradoxerweise den Behinderten anfälliger für sexuelle Ausbeutung und zunehmend für Missbrauch (SINASON, 1988 c).

In der Therapie haben viele behinderte Patienten die Fantasie geäußert, die ich gerade beschrieben habe: dass sie ihre Behinderung wegen böser sexueller Aktivität zwischen den Eltern bekommen haben. Sie fühlen sich als Teil von etwas Sexuellem, das fehlgelaufen ist. Behinderte Patienten fühlen sich noch mehr zum Schweigen gebracht und schuldiger als andere, die missbraucht wurden. Sie sind der sichtbare Beweis, dass etwas falsch ist und falsch gelaufen ist, also wie sollten sie sprechen können, besonders, wenn jemand, der nicht behindert ist, sie missbraucht hat?

Sol GORDON (1972) stellt klar, dass behinderte Kinder dasselbe emotionale und sexuelle Triebleben haben, ihnen aber weniger Kenntnisse an die Hand gegeben werden, ein Faktor, der zur Ausbeutung führt. Andere Autoren (BUCHANAN und OLIVER, 1977) verweisen auf Missbrauch und Vernachlässigung als eigentliche Ursachen für geistige Retardierung in

gewissen Fällen. Im 4. Kapitel habe ich gezeigt, dass geistige Behinderung zu einer Abwehr gegen die Erinnerung an sexuellen Missbrauch werden kann.

Probleme in der Kindheit

Mütter, Väter und andere primäre Pflegepersonen haben die Aufgabe, ihr Kind physisch und emotional, sozial und intellektuell zu versorgen. Das Waschen, Abwischen und Trocknen sexueller Bereiche des Körpers sind Teil dieser Aufgabe, besonders wenn das Kind sehr jung ist. Es erhebt sich hier aber ein Problem, das mit der Schwere der Behinderung zunimmt. Bei Kindern wird normalerweise ein Punkt erreicht, wo sie die intime Körperpflege selbst oder mit Hilfe des gleichgeschlechtlichen Elternteils übernehmen können. Das macht es möglich, dass sich ein Gefühl der Autonomie und der körperlichen Intimität bilden kann. Wenn man aber nicht im Stande ist, für die eigene Körperpflege selbst zu sorgen, dann gilt es, eine sehr delicate Aufgabe gemeinsam auszuhandeln, was sich auf die psychosexuelle Entwicklung sehr stark auswirken kann. Zum Beispiel sorgt Mrs. BANNISTER für ihren mehrfach behinderten Sohn Brian weitgehend selbst. Er braucht ihre Hilfe beim Essen, Anziehen, Waschen und um zur Toilette zu gehen. »Am Anfang war es nicht so schlimm. Es war einfach eine Fortsetzung dessen, was ich immer getan hatte. Aber als er 11 war, bekam er Erektionen, wenn ich ihn wusch. Er war peinlich berührt und wütend, und ich war peinlich berührt und wütend. Ich hasste meinen Mann dafür, dass er zur Arbeit ging und mich mit diesem Problem allein ließ, und ich hasste die Welt dafür, dass sie mir keine zusätzliche Hilfe bot.«

Mrs. BANNISTER schrieb und bat um einen Termin. Bei unserem ersten Treffen stellte sie klar, dass sie ihren Mann in etwaige Folgegespräche nicht einbeziehen wollte, da es ihr peinlich wäre. Die weitere Exploration zeigte, dass sie keinerlei Schwierigkeiten hatte, sexuelle Fragen mit ihrem Mann zu besprechen. Ihre eigene sexuelle Beschämung darüber, dass sie ein behindertes Kind zur Welt gebracht hatte, machte aber ein Gespräch über Brians sexuelle Gefühle schwieriger. Als ihr Mann doch zum nächsten Termin mitkam, war er seiner Frau gegenüber außerordentlich unterstützend, obwohl er schockiert war, dass sie mit Sorgen über die Entwicklung ihres Sohnes nicht zuerst zu ihm gekommen war. »Ich dachte, du würdest sagen, es sei sowieso alles meine Schuld, dass wir ihn überhaupt haben, und dass ich dich deshalb nicht behelligen soll«, sagte Mrs. BANNISTER weinend.

Nach diesem Treffen gingen die Eltern nach Hause, um ihre eigenen Antworten zu finden, und ein paar Wochen später schrieben sie mir einen Brief, um mir zu sagen, was sie getan hatten. Mr. BANNISTER hatte

zunächst ein langes Gespräch mit seinem Sohn, und dann setzten sich alle drei zusammen. Mrs. BANNISTER entschuldigte sich dafür, dass sie wütend geworden war, und sagte ihrem Sohn, sie sei von seiner Erektion überrascht gewesen. Sie sagte, es müsse für ihn sehr schwer sein, erwachsener zu werden und nicht in der Lage zu sein, solche intimen Dinge selbst zu tun. Andere Söhne hätten auch Erektionen, und ihre Mütter würden nie erfahren, wann. Wegen seiner Behinderung habe er diese Intimität verloren, sodass sie ihr Bestes tun müssten, um damit zurechtzukommen.

Mr. BANNISTER musste seine Anstellung beibehalten, und männliche Hilfe während des Tages war nicht möglich. Da sie aber gemeinsam offen über das Problem gesprochen hatten, war es möglich, Brians Entwicklung gesund zu erhalten. Diese Angelegenheit hätte auch einen ganz anderen Ausgang nehmen können.

Viele junge Männer mit Behinderungen werden wegen ihres gewalttätigen, gestörten Sexualverhaltens überwiesen, wenn ihre Mütter sie unbewusst erregt und aufgereizt haben. Nick, 20 Jahre alt, griff weibliche Teammitglieder und Studentinnen in seinem Schulungszentrum für Erwachsene an. Er kniff ihnen bössartig in Brust und Gesäß. Obgleich er, anders als Brian, seine Arme benutzen konnte, badete ihn seine Mutter immer noch in einer äußerst lassiven Art. »Er liebt sein Bad, es beruhigt ihn richtig, und ich kann mich vergewissern, dass seine kleinen intimen Körperteile alle hübsch sauber sind.« Ich wies sie darauf hin, dass sie, indem sie seinen Intimbereich »klein« nenne, die Tatsache herunterzuspielen versuche, dass er ein erwachsener Mann mit erwachsenen Genitalien sei. Sie bestand aber darauf, dass er nur ein kleines Baby sei, ihr eigenes kleines Baby mit einem niedlichen kleinen Körper.

Es ist nicht verwunderlich, dass Mütter, auf denen immer noch die Hauptlast der pflegerischen Leistung liegt, ihre erwachsenen behinderten Kinder infantilisieren. Wenn das eigene Kind nicht erwachsen wird und wie üblich von zu Hause weggeht, dann kann man dadurch – wenn auch nicht altersgerecht – miteinander verbunden bleiben, dass man das Kind wie einen *Peter Pan* hält. Dafür muss aber ein hoher Preis entrichtet werden. Es verhindert emotionale und sexuelle Entwicklung. Sich in einem solchen Kontext um die Entwicklung sexueller und körperlicher Autonomie zu bemühen, ist sehr schwierig.

Peter: Neun Monate Psychotherapie mit einer Wochenstunde

Peter war ein geistig behinderter Junge, der mit 12 Jahren wegen seiner seelischen Probleme und weil er in seiner Schule immer schikaniert wurde, von seiner Mutter bei uns angemeldet worden war. Seine Lehrer erzählten eine andere Geschichte. Wann immer sie ihm dabei zu helfen versuchten, unabhängiger zu werden (wie z. B. öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, einkaufen zu gehen), beklagten sich seine Eltern und danach auch er, wobei er sich gleichzeitig gegenüber den Mädchen und Lehrerinnen an der Schule sexuelle Übergriffe leistete.

Als ich ins Wartezimmer ging, lehnte sich Peter, ein großer schlaksiger Junge, anzüglich und intrusiv nach vorn: »Hallo, Valerie...« Er strahlte mit einem falschen Lächeln. Ich sagte, mein Name sei Mrs. Valerie SINASON, und er könne mich Mrs. SINASON oder Valerie nennen, ganz wie er möge, und wir würden jetzt in mein Zimmer gehen. Das war eine ziemlich verspätete Reaktion, da er mich bereits so genannt hatte wie es ihm beliebte, aber selbst eine nachträgliche Eingrenzung erschien mir sinnvoll. Peter eilte voran, hielt vor jeder Tür an, als ob er überrascht sei, dass er den Weg nicht wusste. Im Zimmer setzte er sich auf meinen Stuhl, außer Reichweite der Spielsachen und der Malutensilien. Ich machte eine Bemerkung dazu, aber er antwortete schnell: »Warum sagst du das? Warum fragst du mich nicht etwas übers Fernsehen? Magst du Cilla BLACKS ›Surprise Surprises?‹ Ich sagte, vielleicht sei er überrascht (surprised) über seine Eltern, dass sie entschieden hätten, ihn hierher zu mir zu bringen. Er seufzte und nickte, kratzte sein Bein und seinen Penis und sah noch behinderter aus. »Wann hast du Geburtstag? Wie alt bist du?« Ich fragte, ob er raten könne. »26.« Ich fragte warum. »Weil meine Mama 30 ist.« Ich sagte, er wolle, dass ich eine Valerie sei, die jünger sei als seine Mama, nicht eine Mrs. Valerie SINASON, die älter sein könne als seine Mama. Pause. Er fragte, ob wir jetzt gehen könnten. Ich fragte, ob es schwer für ihn sei. »Ja. Ich langweile mich.« Dann sah er verängstigt aus. »Erzähl meiner Mama nicht, dass ich gesagt habe, ich langweile mich.« Ich sagte, was wir in diesem Raum besprächen, sei vertraulich. »Was bedeutet vertraulich?« Wie Ali (Kapitel 4) hatte Peter ein »blödes Lächeln«, das sein Trauma, seinen Schrecken und seine Intelligenz verbarg, aber das Aufblitzen von Intelligenz, die er hatte erkennen lassen, führte zu weiterem intrusivem Verhalten.

Fünf Minuten vor seiner zweiten Stunde stieß ich zufällig in einem anderen Kliniktrakt auf ihn, wie er in jeden Raum hineinschaute. Ich rief ihn in strengem Ton herbei und brachte ihn zurück ins Wartezimmer. Als seine Zeit gekommen war, war er außerordentlich höflich. Ich sagte, er habe vielleicht das Gefühl, er müsse mich höflich behandeln, weil er Sorge habe, ich könnte wütend auf ihn sein, weil er dorthin gegangen sei, wo er

nicht hätte hingehen sollen. »Woher wusstest du das?«, fragte er und rieb verzweifelt seinen Penis dabei. Ich kommentierte, wenn ich ihn davon abhielte, dahin zu gehen, wo er nicht hingehen sollte, dann sei er besorgt um seinen Penis. Er sah äußerst wachsam aus und fragte dann: »Bist du 39?« und kam dabei der Wahrheit sehr viel näher als in der vergangenen Woche. Ich sagte, sobald er weniger Angst habe, ich könnte böse auf ihn sein, sei er in der Lage, seine Augen intelligenter zu benutzen. Er fragte dann, ob ich 50 sei. Ich sagte, dass er mich nun gern zu einer Oma und älter machen wolle. Er kicherte. In der gemeinsamen Supervision hat Juliet HOPKINS erwogen, dass er vielleicht Angst davor hatte, von einer Frau im Alter der Mutter sexuell begehrt und masturbiert zu werden, und dass er mich, indem er mich zu einer Großmutter machte, deshalb auf einem sicheren Gleis abstellte und mich zugleich bestrafe.

An seinem 13. Geburtstag sagte Peter, er habe einen schlimmen Tag gehabt. Er war zu seinem Geburtstag zu Freunden seiner Eltern mitgenommen worden, und sie hatten gesagt, er sei so behindert, dass er nicht hätte geboren werden sollen. Tränen rannen ihm übers Gesicht. Er zeigte auf den Kastentüfel. »Er ist wirklich traurig. Es ist dumm, traurig zu sein. Man muss glücklich sein.« Ich sagte, es sei dumm, so zu tun, als wisse man nicht, wenn man traurig sei, und er zeige uns, wie traurig er sich an seinem Geburtstag gefühlt habe über das, was nicht richtig an ihm sei. »Weine nicht, Teufel!«, rief er. »Er ist versteckt.« Ich sagte, vielleicht habe er, an seinem Geburtstag vor mir versteckt, geweint. Er nickte und tippte auf den Kasten. »Geht es ihm gut da drin? Ist er kaputt?« Ich sagte, er sei sich dessen sehr bewusst, was in ihm kaputt sei an seinem Geburtstag. Er ergriff seinen Penis. Ich sagte, es sehe so aus, als ob er dächte, sein Pimmel würde abfallen, wenn er sich nicht vergewissern würde. »Ja, aber ich habe mich selbst in letzter Zeit nicht so oft angefasst.«

Nach fünf Monaten fasste er ein anderes Spielzeug an, eine Spieluhr. Er zog sie auf und hörte zu, wie die Melodie langsamer wurde. »Wann fängt es an, langsamer zu werden?« Ich sagte, ihm mache seine Langsamkeit zu schaffen. Er wolle wissen, wo oder wie es passiere; war am Anfang bei ihm alles in Ordnung, und dann wurde er langsamer, oder war er von Anfang an nicht richtig? Tränen rannen ihm übers Gesicht. »Ich glaube, ich mache das Zimmer sauber. Ich muss kein unordentliches Zimmer haben. Ich kann die Ordnung anders machen.« Ich sagte, er könne die Ordnung verändern, auch wenn er seine Langsamkeit nicht verändern könne.

Nach sechs Monaten verschwand das Behinderte in seiner Stimme, und er fing an, nervös über seine Sorge zu sprechen, dass seine Mutter ihn immer noch wusch, was er zuvor nie erwähnt hatte und was ein Licht auf seine sexuelle Störung warf. Es stellte sich heraus, dass seine Mutter ihn badete, nicht nur wusch. Und sein Vater war damit einverstanden, weil Peter so »langsam« sei.

Peter klang nun wütender und klarer in seinen Stunden. Er war auch wütender auf seine Eltern und hatte sie fluchend beschimpft, wenn sie ihn in infantiler Weise behandelten. Die Sozialen Dienste riefen eine Woche danach an und sagten, ein Nachbar habe angerufen, um zu melden, dass ein Kind misshandelt werde. Er hätte Hilfschreie gehört. Peter sagte, er habe seine Mutter und seinen Vater »stinkende« Eltern genannt. Ihre unmittelbare Reaktion darauf war, ihn zu schlagen und schon wieder seine Schule zu wechseln. Eine Weile war die Rede von einer Internatsschule, und Peter machte sich Hoffnungen darauf. Seine Eltern aber stellten klar, sie wollten ihn endgültig zu Hause behalten, weil niemand anders ihn verstehen würde. Eine Kollegin machte einen Hausbesuch und fand, dass die Wohnung nach unabgewaschenem Geschirr, Müll und vergammeltem Essen stank. Es wurde ihr speiübel davon, die Wohnung auch nur zu betreten. Das macht sicherlich verständlicher, warum er, als ihm die Augen aufgingen, das Wort »stinkend« gebraucht hatte.

In seiner nächsten Stunde war er sehr traurig und still. »Siehst du... Siehst du... Meine Wohnung ist eine dreckige Wohnung. Meine Wohnung stinkt. Meine Mama und mein Papa wollen den Müll nicht rausbringen. Sie räumen nicht auf. Meine Wohnung stinkt. Ich kann nichts dagegen tun.« Ich sagte, vielleicht sehe er jetzt, nachdem Mrs. X zu ihm nach Hause gekommen sei, seine Wohnung mit den Augen der Klinik an. »Ja. Man sollte keine Wohnung haben, die so stinkt.« Dann lächelte er aufgeregt. Ich sagte, manchmal, wie vor einer Weile, fühle er sich richtig traurig, wenn er daran denke, was seine Wohnung und seinen Verstand verderben habe, dann lächle er aber, als ob er auch genieße, wie verdorben alles sei. In der nächsten Stunde sprach er mit seiner alten, behinderten Stimme. »Hallo, Valerie. Du hast mit mir alles schlimmer, nicht besser gemacht. Meine Mama und mein Papa und ich sind uns einig, dass ich nicht mehr zu dir kommen soll. Du bist genauso schlimm wie meine blöde Schule. Ich habe an meine Freundin geschrieben. Ich hoffe, dass sie Masern kriegt und ein behindertes Baby bekommt. Ich hoffe, sie hat ein Kackbaby. Es ist lustig, was ich geschrieben habe.« Ich sagte, er sei besorgt darüber, was für ein behindertes Baby er gewesen sei und was für Babys er wohl hervorbringen würde, und jetzt, da wir uns neun Monate hier getroffen hätten, wolle er seine schlimmen Gefühle auf mich abwälzen und mir ein Scheißbaby hier lassen. Seine Mutter rief an um zu sagen, dass er nicht mehr kommen wolle, und da sie ihn nicht zwingen könne zu kommen, müsse die Therapie jetzt aufhören.

In weiteren Briefen von der Schule war die Rede von erheblichen sexuellen Belästigungen der Lehrerinnen. Peter wurde von der Schule gewiesen, nachdem er versucht hatte, einen Lehrer anal zu vergewaltigen. Seine Mutter sagte, alles, was er brauche, sei eine kalte Dusche. »Es ist nur natürlich für einen behinderten Jungen seines Alters, wenn er sexuell frustriert ist.« Dass seine Mutter ihn weiterhin badete, und sein Vater

damit einverstanden war, machte es ihm schwerer, in seinen Grenzen normal aufzuwachsen. Ein behindertes Baby zu sein, das gewaschen und zur Toilette gebracht wird, bot ihm eine sichere Bindung. Als er versucht hatte, ein junger Mann zu sein, war er mit dem realen Todeswunsch von außen konfrontiert worden, dass er wegen seiner Behinderung nicht hätte geboren werden sollen. Er konnte die externe Gesundheit erkennen, die in seiner Therapie und in ihm selbst in seiner Reichweite war, aber ich war nicht stark genug, um ihm dabei zu helfen, jene missbräuchlichen Bindungen zu bekämpfen. Die Familie hatte Hilfe bitter nötig, aber sie konnte, anders als die BANNISTERS, nichts damit anfangen. Peter erfüllte auch als Baby-Ehemann seiner Mutter die eigenen ungelösten infantilen Sehnsüchte seines Vaters. Seine Angst davor, einen schädigenden Penis zu haben, der behinderte Babys hervorbringen konnte, war eine Identifikation mit der beschädigten Autorität seines Vaters. Peters Notlage ist auf peinigende Weise üblich für Jungen und Männer mit Behinderungen und Handicaps. Die männliche ödipale Fantasie, die Mutter zu heiraten und den Vater zu töten, erfährt hier noch einmal eine zusätzliche Drehung. Man heiratet seine Mutter, indem man ihr sexualisiertes Baby wird, ihr Spielzeug, und der Vater wird durch die überwältigenden Begleitererscheinungen der Behinderung getötet.

Sexualität und Erziehung

Vor 1980 gab es wenig normale Anerkennung von Behinderten als Sexualwesen. Sie waren entweder Monster mit animalischem Appetit oder sie fühlten angenehmerweise überhaupt nichts. Das bisschen Sexualunterricht, das es gab, konzentrierte sich weitgehend auf die Mechanik des Geschlechtsverkehrs. Mit anderen Worten, zu einer Zeit, als in den Schulen begriffen wurde, dass Sexualität etwas mit Gefühl zu tun hat und dass sie ein Teil menschlicher Beziehungen ist, beschränkte sich die sexuelle Aufklärung für die geistig Behinderten, wo es sie überhaupt gab, auf das alte Muster schulischer Sexualaufklärung, die Vögel und die Bienen, auf Grundlagenbiologie und seelenlose Vermehrung.

Ogleich in den letzten 10 Jahren ein großer Fortschritt erzielt wurde, liegt noch ein langer Weg vor uns. Wai-Yung LEE, Sozialarbeiterin und hoch qualifizierte Fachfrau, arbeitet auf diesem Spezialgebiet und ist auch an der Ausbildung in Sexualfragen für das Leitungspersonal in Wohngruppen beteiligt. Sie hat auf Folgendes hingewiesen: Wenn Mitarbeiter eine behinderte Person zur Sexualberatung oder zum Sexualunterricht anmelden, dann ist ihr verborgenes oder gar nicht einmal so verborgenes Motiv dabei nur allzu oft der Wunsch, dass ein solches Verhalten aufhören soll. Sie hat sehr deutlich dargelegt, wie eine Frage von einer behinderten Person häufig auf eine brüske, faktenorientierte Art abgetan wird,

manchmal in Verbindung mit einer Moralpredigt oder Hygieneanweisung. Sie mahnt Fachpersonal in ihrem Ausbildungsmanual (1988, S. 24): »Zweck der Sexualerziehung ist es, Ihren Klienten faktische Informationen zu geben, so dass sie eine wesentliche Entscheidung über ihre Handlungen treffen können – aber es gibt keine Garantie, dass sie diese Entscheidung auch nach Ihren Standards treffen werden.«

Es nützt einem Krankenhaus oder Heim nichts, stolz auf seine freizügige Haltung gegenüber der Sexualität der Bewohner zu sein, wenn es keine Einzelzimmer bereitstellt oder Intimität für persönliche Beziehungen ermöglicht. Gleichmaßen werden die lauthals vorgetragenen Erklärungen, Behinderte hätten dieselben sexuellen Rechte wie andere, widerrufen, wenn die Gruppe der Mitarbeiter ebenso davon überzeugt ist, dass ihre Bewohner nichts von dem verstehen, was ihnen gesagt wird, und dass sie wie 6 Monate alte Babys sind. Wie kann man 6 Monate alten Babys faktenbezogenen Sexualunterricht geben oder Gruppen anbieten, die das Aussprechen von Gefühlen ermöglichen? Entweder haben die Mitarbeiter Recht in ihrer Einschätzung der Bewohner, und dann ist Sexualerziehung vollkommen unangebracht, oder die Mitarbeiter brauchen Unterstützung um sich darüber klar zu werden, dass die emotionale Einsicht ihrer Klienten, wie infantil sie zuweilen sein mögen, auch manchmal ihrem eigentlichen Alter entspricht.

Ian, 17 Jahre alt, fragte seine Hauptbetreuerin, ob es wehtue, einen Pimmel in den Arsch gesteckt zu bekommen. Sie hielt ihm einen Vortrag über AIDS und Perversion, während ein anderer Kollege einen wütenden Streit darüber anging, es sei Ians Recht, schwul zu sein. Ian hatte lediglich eine Frage gestellt. Er brauchte weder einen Vortrag über Moral, noch über AIDS oder Schwulenrechte.

Manche Unterrichtsprogramme sind in der Nebenwirkung therapeutisch. In einem Heim zum Beispiel zeigte ein männlicher Mitarbeiter den männlichen Bewohnern verschiedene Kondome und ging mit ihnen in eine Drogerie, damit sie sehen konnten, wie man sie auswählt und kauft. Er meinte, er biete ihnen damit eine sozialpädagogische Erfahrung an, weil »sie nicht wüssten, was ein Kondom ist oder wie sie eins in einem Laden erkennen könnten.« Tatsache war, dass sie alle sehr wohl wussten, was ein Kondom ist. Was er ihnen verschafft hatte, war die Erlaubnis, sich als männliche Wesen zu verstehen, die vielleicht irgendwann so etwas würden kaufen müssen und ein Recht hatten, in einen Laden zu gehen, es sich zu nehmen und zu kaufen.

Sexuelle und emotionale Entwicklung kann vorankommen, wenn die Mitarbeiter es ertragen können. Manchmal aber sind all die euphemistischen Worte über Pädagogik und Lernprogramme ein Deckmantel für die Sorge um die geistig Behinderten, die geistig krank und pervertiert sind. Malcolm, 34 Jahre alt, ist leicht behindert und bewältigt einen Job als Putzmann. Er gibt sein ganzes Geld für Pornohefte mit Gewaltszenen

aus. Er bedeckt seine ganzen Wände damit und verbringt den größten Teil seiner Freizeit mit Masturbieren. Es ist wahr, was er in seinem eigenen Zimmer tut, ist seine Privatsache, und es gibt Tausende von Leuten im ganzen Land, die dasselbe tun, ohne dass es irgendjemand bemerkt. Weil aber Malcolm nicht für sich selbst sorgen kann, bleibt es nicht privat. Er ist unzugänglich für die Anforderungen des Mitarbeiterteams, seine Sammlung auf sein eigenes Zimmer zu beschränken. Er erzählt seine Fantasien auch den weiblichen Teammitgliedern und sexualisiert jeden Kontakt, sei er physisch oder mental. Die Polizei hat ihn ein paar Mal wegen der Art und Weise verhöört, in der er an Spielplätzen herumlungert und kleine Kinder beobachtet. Das Team glaubt, dass seine Masturbation, seine Fantasien und seine pornografische Literatur einander wechselseitig aufschaukeln, und dass er nicht in der Lage ist, seine Handlungen unter Kontrolle zu halten. Es gibt kein sexualpädagogisches Programm, das ihm helfen wird. Und auch eine libertaristische Auffassung »jedem das Seine« wird es nicht tun.

Ich habe es hilfreich gefunden, die am weitesten verbreiteten Schwierigkeiten bei Jugendlichen und erwachsenen Männern anhand von SHAKESPEARES Portrait von *Richard III* (das wenig Ähnlichkeit hat mit dem echten *Richard III*) und der griechischen Gottheit *Hephaisstos* zu untersuchen.

Richard III

*Weil denn der Himmel meinen Leib so formte,
Verkehre dem gemäß den Geist die Hölle.
Ich habe keinen Bruder, gleiche keinem,
Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn' in Menschen, die einander gleichen,
Und nicht in mir; ich bin ich selbst allein.*

Heinrich VI, T. 3, V/6, 78-83

*Doch ich, zu Possenspielen nicht gemacht,
Noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln;
Ich, roh geprägt, entblößt von Liebesmajestät,
Vor leicht sich dreh'nden Nymphen mich zu brüsten;
Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt,
Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
In diese Welt des Atmens, halb kaum fertig
Gemacht, und zwar so lahm und ungeziemt,
Dass Hunde bellen, hink' ich wo vorbei ...*

Richard III, I/1, 14-23

Richard III ist von königlicher Geburt und Erziehung, anders als die meisten der leicht Behinderten, die wir heute sehen (RUTTER et al. 1970). Dennoch ist seine Reaktion auf die organische Behinderung, mit der er konfrontiert ist, äußerst relevant für die geistig und mehrfach Behinderten, ihre Familien und Betreuer. Er hat eine objektiv quantifizierbare organische Schädigung. Wie von SHAKESPEARE porträtiert und in der Chronik von Thomas MORUS (1557) festgehalten, war *Richard* eine Frühgeburt, lahm und buckelig. Das ist, wie bei jeder organischen oder umweltbedingten Behinderung, offenkundig eine zusätzliche Bürde zu den normalen Schwierigkeiten des Lebens. Wie wir jedoch gesehen haben, kann der Gebrauch, den jemand von der primären Behinderung macht, für die Lebensqualität letztendlich sehr viel ausschlaggebender sein. Der Hass auf den Unterschied zwischen dem Behinderten und dem Normalen («ich habe keinen Bruder, gleiche keinem») kann dazu beitragen, eine opportunistische Behinderung (SINASON, 1987) auszubilden, die sogar noch größeres menschliches Leid und Zerstörung verursachen kann als die ursprüngliche Behinderung.

SHAKESPEARES Portrait von *Richard III* lässt erkennen, wie die Leid Tragenden einer Behinderung sich durch den sexuellen Akt, der sie hervorgerufen hat, »roh geprägt« fühlen. Gewöhnliche Kinder versuchen oft zu verleugnen, dass sie ihre Existenz wirklich dem Liebesakt der Eltern verdanken, allenfalls stellen sie sich vor, dass ihr Leben aus einem einzigen Fehltritt, nur um sie zu erschaffen, in einem ansonsten makellos zölibatären Leben hervorgegangen ist. Kinder dagegen, die mit einer Behinderung geboren werden, fühlen sich mit diesem sexuellen Akt verbunden. Der Hass auf die elterliche Sexualität wird dann oft verschoben auf andere. SHAKESPEARE lässt *Richard* von »leicht sich dreh'nden Nymphen« sprechen. *Richards* pervertierte sexuelle Gefühle werden auf die Hofdamen projiziert, die dann als lüstern und müßig gehend geschmäht werden. Sie haben den Luxus normaler Gliedmaßen. Wo ein so ungeschminkter Hass auf das elterliche Paar herrscht, wird das Wort »Liebe« unmöglich.

Nach Thomas MORUS (1557) hat *Richard* am 13. Juni 1483 als Teil seines Kampfes um die Erringung der Krone seine Mutter, die Königin, und *Jane Shore*, die Mätresse des verstorbenen Königs, des Mordversuchs an ihm durch Hexerei angeklagt. Wie immer die historische Wahrheit sein mag, die emotionale Wahrheit, wie sie sich im Bericht von Thomas MORUS darstellt, ist hier von Bedeutung. »Ihr werdet sehen, in welcher Weise diese Zauberin und jene andere Hexe ihres Rats, *Shores* Weib, in traurem Verein durch ihre Zauberei und Hexerei meinen Körper verwüstet haben. Und damit zog er den Ärmel seines Wammes hinauf bis zum Ellbogen, an seinem linken Arm, wo er einen verdornten Arm zeigte, einen kurzen, wie er niemals anders war. Und hierauf hegte das Herz eines jeden Mannes schwere Zweifel gegen ihn, wohl merkend, dass diese

Angelegenheit nichts als ein Streit war, denn wohl wussten sie, dass die Königin zu klug war, um solcher Nartheit nachzugehen. Und auch wenn sie es täte, würde sie doch von allem Volk zuletzt *Shores* Weib zu Rate ziehen, die von allen Frauen sie am meisten hasste als jene Konkubine, die der König, ihr Mann, am meisten geliebt hatte.« Die sexuelle Abscheu und Angst vor dem elterlichen Paar, das *Richard* hervorgebracht hatte, weitete sich auf alle sexuellen Beziehungen seiner Eltern aus. Glücklicherweise wurde die emotionale Verknüpfung von Mätresse und Ehefrau ganz klar als gestört angesehen. Ein Verrückter mit Macht, der sich auf Hexerei berief, war im Stande, viel Tod zu verbreiten, und die düsteren Zeiten englischer Geschichte sind voll von Geisteskranken und Behinderten, die wegen der sexuellen Ängste anderer auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden sind.

Hephaistos

Hephaistos war der einzige griechische Gott, der keine vollkommene Gestalt hatte. Er war an beiden Beinen verunstaltet und lahm (BURKERT, 1985). Sein stolpernder Gang brachte die Götter zum Lachen. *Hera*, beschämt über seine Hässlichkeit und seine Behinderung, da er ein Kind war, das sie selbst gemacht hatte, versuchte, ihn vor den Unsterblichen zu verstecken. Sie warf ihn vom *Olymp* ins Meer, wo er von *Thetis* versorgt wurde, aber neun Jahre in einem Versteck verbrachte. Das ist schmerzlich vertraut – der Schock, ein behindertes Kind zu haben, was dann zum Verlassen und zur Ablehnung führt. *Hera* hatte interessanterweise die Vorstellung, sie habe ihn allein hervorgebracht. Sie übernahm die ganze Schuld. *Hephaistos* wuchs zu einem Schmied und erstklassigen Handwerker heran. Er hatte stets Verbindung zum Feuer.

Hephaistos baute Paläste für die Götter und lebte in einer Wohnung aus glitzernder Bronze. Die meiste Zeit hielt er sich an den heißen Ofen auf und schürte das Feuer. Um seine Mutter für ihre Grausamkeit zu bestrafen, sandte er ihr einen goldenen Thron, der sie mit unsichtbaren Händen ergriff, wenn sie auf ihm saß, sodass sie sich selbst nicht davon erheben konnte. Gewaltige Kräfte (*Ares*) konnten sie nicht fortbewegen. Als *Dionysos Hephaistos* betrunken gemacht hatte, ließ er sich darauf ein, seine Mutter im Austausch gegen eine wunderschöne Braut zu befreien. Ihm wurde *Aphrodite* gegeben, die Göttin der Liebe, der Fruchtbarkeit, der Seefahrt, eine perfekte Frau, von der behinderte Männer träumen. Seine Frau war ihm untreu, und mit seiner Demütigung ging er so um, dass er sie mit ihrem Liebhaber *Ares* an eine magische Lagerstatt festsetzte, die er erfunden hatte, sodass sie den Blicken der lachenden Götter preisgegeben waren. *Hephaistos* brachte die Götter noch ein anderes Mal zum Lachen, als er vorgab, ein schöner Jüngling, *Ganymed*,

zu sein und um eine Festtafel herum humpelte und Wein ausschenkte. *Hephaistos* und die Mythen über ihn weisen uns auf die sekundäre Abwehr des Gelächters hin, um der öffentlichen Demütigung durch die Behinderung Herr zu werden. An beiden Situationen, in denen er das Gelächter der Götter hervorrief, war eine Verschiebung eigener sexueller Demütigung auf andere beteiligt. Die Angst, für hässlich und sexuell abstoßend gehalten zu werden, ist bei unserer Klientel weit verbreitet. Anscheinend bildet sich dann, wenn der erste Spiegel, das Auge der Mutter, Abscheu zeigt wie bei *Hera* und wie bei den meisten Eltern, wenn sie anfangs mit dem Schock eines behinderten Kindes konfrontiert sind, ein Gefühl, nicht das gewünschte, schöne, gesunde Kind zu sein. *Hephaistos* muss die schönste, am meisten begehrte Göttin, *Aphrodite*, und *Ares*, den Flinken und Mächtigen, aneinander fesseln, um mit diesem Gefühl fertig zu werden. »Das Rennen gewinnt nicht immer der Flinkeste« ist das Sprichwort, das von daher stammt (BURKERT, 1985). Behinderte Kinder oder Erwachsene haben auch das Gefühl, sie hätten eine gewaltige Zerstörung angerichtet, indem sie behindert wurden, und das kann bedeuten, dass sie enorme Anstrengungen unternahmen, die Zerstörung durch die Entwicklung anderer Talente zu reparieren. Die hervorragenden Fertigkeiten von *Hephaistos* können (KLEIN, 1932) als erfolgloses Bemühen verstanden werden, Schaden wieder gut zu machen.

FREUD (1909) hat als erster die Kindheitsfantasie verstanden, dass Babys aus dem Anus kommen, und dass das Interesse der Kinder an ihrer Fäzes teilweise von ihrer Fantasie über Kotkinder gespeist wird. *Hephaistos* entbehrt das Gefühl, Produkt einer normalen ehelichen Beziehung zu sein, und musste im Dunkeln bleiben, bei den heißen Öfen arbeiten und goldene, roboterähnliche Frauen herstellen. Ich glaube, auf behinderten Kindern und ihrer Entwicklung lastet eine zusätzliche Bürde, die es ihnen erschwert, ödipale Probleme zu lösen. Obgleich *Hephaistos* seine Mutter später vor dem Zorn seines Vaters beschützt, besteht seine Vergeltung, sie auf einem goldenen Thron fest zu halten, meiner Meinung nach darin, dass er sie durch das Festkleben ihres Hinterteils einer lächerlichen Kopulation preisgibt. Bei denen, die durch den Charakter ihrer Behinderung an den Rollstuhl gefesselt sind, gibt es noch eine weitere Bedeutung.

Die Natur hat es ihnen nicht erlaubt, sich zu trennen und davonzugehen, sie müssen festgeklebt sitzen bleiben. Sich darüber mutig zu erheben, erfordert konstitutionelle Begabung und Förderung durch die Umwelt. Es ist nicht überraschend, dass manche versuchen, sich selbst wie ein Albatros an ihre Familien zu kleben, und damit jede Fortbewegung vereiteln.

Howard/Hephaistos

Howard war ein 18 Jahre alter behinderter Mann, der in einem Wohnheim wohnte, da er sich zu Hause als untragbar erwiesen hatte. Sicherlich liegt eine erhöhte familiäre Last auf den Eltern eines behinderten Kindes (FRIEDRICH und FRIEDRICH, 1981), und die Scheidungsrate bei solchen Eltern ist drei Mal so hoch wie im Durchschnitt (STERNLICHT und DEUTSCH, 1972). Seine Eltern waren als Kinder selbst im Heim gewesen, und der Schlag angesichts seiner Anomalität – »Ich wusste bei der Geburt, dass etwas mit ihm nicht stimmte.« –, die im Alter von zwei Jahren offiziell als Zerebralparese und geistige Behinderung anerkannt wurde, war zu viel für sie. Howards zunehmende Gewalttätigkeit machte es für sie umso schwerer, die Situation zu bewältigen.

Er wurde von seinem Wohnheim wegen Kopfschlagen, Masturbieren in der Öffentlichkeit und seiner wütenden Attacken auf die Mitarbeiter, die ihm »keine Frau verschaffen«, angemeldet. Die Teammitglieder, selbst nur ein paar Jahre älter, setzten sich mit den unterschiedlichen sozialen/sexuellen Auffassungen auseinander, die geistig Behinderten entgegengebracht werden.

Auf der einen Seite war man der Meinung, er habe beinahe ungeachtet jeder emotionalen Beziehung ein »Recht« auf sexuelle Erfüllung, während auf der anderen Seite die Sorge bestand, sein negatives Verhalten könnte zur Folge haben, dass jede Verbindung zu einer anderen Person automatisch zum Scheitern verurteilt wäre. Er hatte, wie ich später erfuhr, nur auf Grund einer Bestechung zugestimmt, eine Therapie in Erwägung zu ziehen: Seine Betreuer hatten in Aussicht gestellt, dass sie ihm vielleicht dabei helfen könnten, »eine Frau zu kriegen«.

Als ich Howard sah, trug er ein kurzärmeliges T-Shirt, das seinen wohlproportionierten Oberkörper sehen ließ. Er hielt seinen Kopf angewinkelt, um die Seite verbergen zu können, die Auswirkungen der Hirnschädigung erkennen ließ. Seine Augen hefteten sich intensiv an meine, als ob er mich davon abhalten wollte, seine verkrüppelten Beine im Rollstuhl zu sehen. Ich stellte mich Howard und seinem Betreuer vor, aber der Betreuer wurde dann von Howard, der nur ein paar Jahre jünger war, verächtlich entlassen. »Geh jetzt.«

Der Betreuer wandte sich um und ging. Es war klar, dass er nur in seiner Funktion, nur als »Beine« gesehen wurde – ein ansonsten nutzloses Anhängsel, das Howard half, herumzukommen. Der Betreuer fühlte sich schuldig, Beine zu haben und einen behinderten jungen Mann in seinem Rollstuhl herumschieben zu können, und nahm deshalb diesen Hass komplementarlos hin. Sich mit Schuldgefühlen über die eigene Normalität herumschlagen zu müssen, ist eine sehr große Belastung für diejenigen, die mit den Behinderten arbeiten, ebenso groß ist der Wunsch zu verleugnen, dass Behinderte Neid oder Hass empfinden gegen die, die für sie sorgen.

In meinem Zimmer erklärte ich Howard, dass seine Betreuer ihn angemeldet hätten, weil sie meinten, er sei unglücklich über sich selbst und werde deshalb gewalttätig, und die Tatsache, dass er keine Freundin habe, sei offenbar ein Teil davon. »Scheiße. Gerede. Gerede.« Ich sagte, es sei sehr leicht, Reden in Scheiße zu verwandeln. »Scheiße, Scheiß«, wiederholte er, ein unsicheres Echo seiner selbst. Ich sagte, er wünsche, manches Reden würde sich nicht in Scheiße verwandeln. Er war einen Moment lang still und sagte dann: »Reden. Reden. Ich kann reden. Ich brauche kein Gerede.« Ich sagte, er könne reden und er könne nicht gehen und anscheinend schlage er auf den Bereich ein, den er beherrschen könne, weil es so schmerzhaft sei, dass er nicht gehen könne, und im Moment sei es auch so schmerzhaft, dass er keine Freundin habe.

»Ich will die Hässlichen nicht, das ist alles, was ich kriege. Die Hässlichen, die niemand will. Die im Rollstuhl, die, die keine richtigen Gesichter haben. Die, die nicht sprechen können. Was wollen Sie für mich tun? Mir den Arsch lecken?« Ich sagte, er sei zu einer Frau gekommen, um über seine Probleme zu sprechen, und sie sei nicht nur eine verheiratete Frau, sondern sie sei auch noch normal. Und solange er einen nahen Kontakt als etwas ansehe, was nur mit Arsch lecken und Scheiße zu tun habe, sei er nicht in der Lage, sich an der normalen liebevollen Beziehung zu erfreuen, was immer seine Behinderung sei.

Er war wieder still. »Ich kann gehen.« Ich sagte, ja, das könne er. Es entstand ein langes Schweigen. »Ich stecke im Stuhl fest.« Ich sagte, er stecke wegen seiner Behinderung im Rollstuhl fest, aber er habe die Freiheit, eben wegen dieses Stuhles, sich ins Zimmer hinein oder hinaus zu begeben. Vielleicht aber sei es zutiefst verletzend, dass er diese Freiheit nur durch den Rollstuhl haben könne.

»Ich bin doof.« Ich sagte, wir wüssten, dass er auch geistig behindert sei, aber vielleicht wende er diesen derben Ausdruck gerade jetzt auf sich selbst an, als Verbeugung gegen den Stuhl und gegen mich, dass wir ihn in seiner Freiheit nicht eingengt hätten.

»Ich will kein Mädchen, das blöder ist als ich.« Ich sagte, er scheine in Sorge zu sein, dass ich das von ihm verlangte. »Und wenn sie in einem Stuhl sitzt und nicht so blöd ist wie ich, wie sollen wir es dann machen?« Ein langes Schweigen entstand. Ich sagte, das sei etwas Wichtiges, worüber man nachdenken müsse. In der Tat könne es körperlich schwierig sein, sich zu lieben. Er würde vielleicht Hilfe brauchen. Vielleicht wäre es auch nicht möglich. Aber es scheine so, als ob die Angst davor, Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen oder gedemütigt zu werden, ihn davor zurückschrecken lasse, auf eine tatsächliche Begegnung zuzugehen und zu lernen, jemanden zu mögen.

»Ich habe jemanden getroffen. Sie konnte ihre Arme nicht benutzen, und ich musste alles für sie heben.« Er sah voller Reue auf seine starken Arme. »Das nahm und nahm kein Ende.« Ich sagte, er habe wirklich starke Arme

und vielleicht sei er stolz, dass sie schwere Arbeit verrichten könnten, aber er wolle sie nicht die ganze Zeit benutzen müssen.

»Nein.« Langes Schweigen.

Ich sagte, die Zeit sei fast vorüber, und wir könnten ein weiteres exploratives Gespräch in der kommenden Woche verabreden um zu sehen, ob er gern kommen und sich mit mir regelmäßig treffen würde.

»Reden. Scheiße.«, sagte er und wappnete sich damit für die Außenwelt. »Ich gehe jetzt.« Ich sagte, ich würde schreiben. Er wandte seinen Kopf nicht um, sondern zischte mit seinem Rollstuhl nach draußen, wobei er beinahe den jungen Mann überfuhr, der ihn gebracht hatte. Ich schrieb einen Brief, um einen zweiten Termin anzubieten, falls er einen wolle, aber er wollte nicht. Ich habe seither nichts mehr von ihm gehört. Dieses eine diagnostische Gespräch aber hat mir die opportunistische Variante von Behinderung auf das deutlichste vor Augen geführt, aber auch die peinigenden Selbst einschätzungen, die alle jungen Männer und Frauen in ihrer Adoleszenz durchzustehen haben, und die Erkenntnis wie viel schlimmer diese Erfahrung ist, wenn eine Behinderung vorliegt.

Wie SHAKESPEARES *Richard III* hatte Howard die Liebesbeziehung zu einer herabgewürdigten Sexualität gemacht. Opportunistisch an seiner Behinderung war, dass alle negativen Aspekte, der Sadismus, der Neid und die destruktiven Gefühle, darin untergebracht worden waren. Sein Schmerz über seine nicht funktionstüchtigen Beine und – in geringerem Ausmaß – über seinen Verstand hieß, dass er alles angriff, was bei ihm selbst und bei anderen gesund war. Der Kunsttherapeut Simon CREEGEN (1988) leitet eine Gruppe leicht behinderter junger Männer zum Thema Sexualität. In diesem Zusammenhang kommentiert er: »Es war oft so, dass die Männer sich permanent frustriert fühlten angesichts unserer Unfähigkeit, sie mit Sexualpartnern zu versorgen. Ich glaube, dass diese weitgehend unausgesprochene Forderung an uns ihre Wurzeln im Neid hatte.«

Dieses sekundäre Handicap schützt Howard vor dem unerträglichen Gewahrwerden seines Andersseins. Nur ein paar Mal konnte er dieses Eingeständnis ertragen. »Ich will nicht die Hässlichen. Das ist alles, was ich kriege.« Jeder Jugendliche weiß um die Hierarchie der Partnerwahl aufgrund unterschiedlicher Attraktivität. Howard kann seine Behinderung nicht akzeptieren, und sein Hass gegen sich selbst wird somit auf andere Behinderte gelenkt, insbesondere junge Frauen.

Sein ödipaler Kampf um seine Mutter wird dadurch erschwert, dass sie nicht behindert ist. H. B. und H. ROBINSON (1976) heben hervor: »Eine besondere Quelle der Psychopathologie bei den geistig Retardierten sind die Langsamkeit, mit der sie die Stadien psychosexueller Entwicklung durchlaufen, und die Tatsache, dass sie nur unvollständig überwunden werden. Die Fixierung an frühe Stadien der Entwicklung erhält die unreifen Abwehrmechanismen aufrecht.«

Wie *Hephaistos* hat Howard starke Arme, die ihm dabei helfen könnten, restitutive Arbeit in Angriff zu nehmen. Aber anscheinend lässt ihn sein Omnipotenzgefühl, das er dazu einsetzt, riesige Aufgaben anzugehen, nur umso deutlicher die Zerstörung spüren, die er vermeintlich verursacht hat, und daher schränkt er auch das ein, was er tun könnte.

1977 sind in Amerika 18 schwerstretardierte Männer auf ihr Spiegelbild- und Fotografien-Gedächtnis und das Wiedererkennen ihrer eigenen Person getestet worden (HARRIS 1977). Mit 9 von ihnen wurden Übungen mit einem Spiegel durchgeführt, sie konnten sich aber danach nicht leichter wiedererkennen. Ich frage mich, ob die narzisstische Verwundung, anders als die eigene Familie auszusehen, nicht vielleicht so gravierend war, dass die Betroffenen das Sich-Anschauen im Spiegel lieber gleich ganz aufgaben. Howard kann sich nur über die Verschiebung auf behinderte Frauen erkennen. Adoleszenz ist schmerzhaft, wie wir wissen, aber mehr noch ist sie das für die körperlich und geistig Behinderten (ROGER FREEMAN 1970), da die Unterschiede zu den Gleichaltrigen verschärft sind und die Angst besteht, keinen Partner oder keine Arbeit zu finden.

Gelänge es *Hephaistos*, das Schöne und Flinke nicht einzusperren, und *Richard*, seinen buckligen Rücken nicht dazu zu verwenden, den Hass zum Äußersten zu treiben, so würde das bedeuten, dass sie ihre Ohren dem Ruf der Sirenen verschließen könnten, dem manche Behinderte nicht zu widerstehen vermögen. Das ist der Ruf, der sie zurückträgt in den Mutterleib, noch unverletzt durch das Handicap, das ihnen widerfahren wird. Das bedeutet, in einen autoerotischen Zustand zurückzufallen und sexuelles Vergnügen ausschließlich am eigenen Körper zu finden. Diesen Zustand aufzugeben bedeutet, sehend zu sein und das Ausmaß der Behinderung wahrhaftig ins Auge zu fassen. Aber der Lohn ist die Chance auf echte Beziehungen, sexuelle und emotionale.

Obwohl die geistig und mehrfach Behinderten sich mit diesen Problemen herumschlagen müssen, ist doch auch daran zu erinnern, dass es manchen gelingt, sie zu überwinden. Janet MARTINSONS Untersuchung (1975) und die der CRAFTS (1979) haben ergeben, dass behinderte Paare, die geheiratet haben, ihre Ehe-Erfahrung eindeutig für erfolgreich halten. Die Erfahrung mit geistig behinderten Eltern werde ich in diesem Buch nicht weiter untersuchen. Es ist aber bemerkenswert, dass es trotz deutlicher Schwierigkeiten auch Erfolge gibt, ähnlich wie bei anderen Eltern in benachteiligten Verhältnissen. Angesichts unserer neueren Erkenntnisse über das Ausmaß des Missbrauchs quer durch alle sozialen Schichten ist darüber hinaus klar, dass einige schwer geistig behinderte Eltern ihre Aufgabe besser bewältigen als ihre nicht behinderten Pendants.

8 Weibliche Sexualität und Behinderung

Dornröschen rülpst

Unter Bergen von Fett, Strömen von Gin

Ihr Fleisch schreit nach Silber und Juwelen

Ihr Fleisch schreit nach dem Mund eines Königs

Valerie Sinason, Round Up

Carol, ein 13-jähriges Mädchen mit Down-Syndrom saß im Therapiezimmer und nahm einen kleinen Spiegel zur Hand. Sie schaute sich aufmerksam ins Gesicht. Sie setzte eine Spielzeugkrone auf und sah sich ins Gesicht. Sie nahm sie ab. Dann legte sie eine Halskette um und sah in den Spiegel. Sie nahm sie ab. Ich sagte, sie sehe nicht zufrieden aus mit dem, was sie im Spiegel gesehen habe. Sie schien mich nicht zu hören. Sie war tief in ihre eigenen Gedanken versunken. Dann nahm sie einen schwarzen Schleier und wand ihn um ihren Kopf. Sie nahm ihn ab. Dann bedeckte sie ihr Gesicht damit. Sie nahm ihn ab. Dann bedeckte sie den Spiegel mit dem Schleier. Dann warf sie den Spiegel weg. Er war unzerbrechlich und in einem Plastikrahmen festgemacht, sonst wäre er zerbrochen, so wie sie sich in diesem Moment gebrochen fühlte. Sie saß da und weinte.

Ich sagte, sie glaube nicht, dass sie sich selbst anschauen könne, ohne etwas dazuzutun, eine Krone, eine Halskette, einen Schleier. Vielleicht glaube sie nicht, es könnte mir etwas an ihr liegen, wenn sie nicht eine Prinzessin oder eine Königin wäre. Aber dann sei alles umsonst, sie fühle sich wie eine nutzlose Prinzessin. Sie wünsche sich, sie könnte ihr Gesicht verdecken, um ihr Down-Syndrom zu verbergen oder es wegzwerfen. »Warum geht mein Down-Syndrom nicht weg?« fragte sie. »Warum ist es da? Jedes Mal, wenn ich in den Spiegel sehe, ist es immer noch da.« Jugendliche Mädchen schauen oft in den Spiegel und wollen wissen, wie ihr inneres Bild von sich dem äußeren Bild entspricht. Bedrückende Fragen über Sexualität und das Wachstum sexueller Merkmale werden oft auf das Gesicht verschoben – auf die Nase, die herausragt, auf Flecken, auf Haarsträhnen, die vermeintlich das ganze Selbstwertgefühl zerstören. Es kann eine schmerzliche Zeit sein, wo äußere »Gesichtspunkte (= »face« values) eine integriertere Vorstellung über den Wert des Menschen, was hinter einem Gesicht, in einer Person steckt, überlagern können. Es ist sehr viel schwerer, mit diesen Problemen umzugehen, wenn es etwas gibt, das sich dauerhaft auf dem Gesicht oder in der Sprache oder im Verhalten zeigt, das einen hervorhebt als jemanden, der merklich anders ist. Und es ist nicht die eigene Fantasie, dass man anders aussieht. Es ist

wirklich so. Und es wird nicht weggehen. Und man wünschte, es würde weggehen, und dasselbe wünschen die Familie, die Freunde, das weitere Umfeld. Man würde nicht der Frosch sein, der sich in den Prinzen verwandelt, man würde der Frosch bleiben. Und man würde nicht das Aschenputtel sein, das zur Prinzessin wird, man würde bei der Asche sitzen bleiben. Carols Erfahrung ließ mich an die Bedeutung denken, die Spiegel für uns alle haben. Unser erster Spiegel, wie WINNICOTT herausgearbeitet hat, sind die Augen unserer Mutter. Als Babys schauen wir in die Augen unserer primären Bezugsperson, und in diesem schimmernden Spiegel sehen wir, wie geliebt wir sind. Wir fragen nicht: »Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?« – Das kommt dann, wenn die Rivalität beginnt, oder wenn der Spiegel die Geschichte derer erzählt, die nicht geliebt werden für das, was in ihnen ist. Nein, der erste Spiegel erzählt uns, ob wir erwünscht waren, ob wirklich Raum für uns ist, ob wir für das wunderbarste neue Geschöpf auf der Welt gehalten werden.

Wenn wir das sehen, dann gedeihen wir unter diesem Spiegel, wir nehmen wiederum in uns die Reflektion von Liebe auf, dass wir gewollt sind, dass wir für liebenswert gehalten werden. Der Spiegel ist nicht passiv. Er sendet sehr aktiv Botschaften an uns aus. Und er beeinflusst unser inneres Bild von uns selbst. Wenn ein Kind (behindert oder nicht behindert) nicht erwünscht ist, sieht es eine ganz andere Botschaft in den Augen seiner Eltern. Da ist kein glänzendes Licht oder Glitzern, das sagt: »Du bist liebenswert!«; da sind Kälte, Schmerz, Scham, Hass, Angst, Wut. Dieser lieblose Spiegel schickt uns in einem höchst verletzlichen Alter die Botschaft, dass wir nicht erwünscht sind. Der Spiegel muss nicht visuell sein. Blinde Kinder, die den Blick in den Augen ihrer Eltern nicht sehen können, können den Ton ihrer Stimme hören, die Reaktion ihrer Körper fühlen und ein Bild von Wert oder Wertlosigkeit aufhängen.

Ich konzentriere mich hier aber auf die geistig behinderte junge Frau, die nicht visuell eingeschränkt ist. Ich konzentriere mich darauf, wie es sich für das behinderte Baby anfühlt, Schmerz und Kummer und andere Gefühle in den Augen seiner Mutter zu sehen, nicht aber die Reflektion seiner eigenen inneren Schönheit.

Bei manchen Kindern wird die Bindung an ihre Eltern schließlich doch noch hergestellt, und ein Gefühl für den inneren Wert kann sich bilden, aber bei denjenigen, wo das nicht geschieht, wird das innere Gefühl des Unerwünscht-Seins durch die Adoleszenzphase verschärft und erschwert die psychosexuelle Entwicklung noch mehr.

Marie, 17 Jahre alt, war schwer geistig behindert. Sie gehörte einem Klub an, der behinderten und nicht behinderten Teenagern Freizeitangebote machte. Es gab eine Disco, viele Ausflüge, eine Kaffeebar und ein breites Spektrum an Aktivitäten. Maries Wohnheim förderte ihre Teilnahme dort, und sie waren sehr stolz, dass sie Zugang hatte zu normalen Aktivitä-

täten, die dem jugendlichen Trend entsprachen, wie etwa in einem Klub zu gehen. Marie versäumte nicht ein einziges Treffen. Sie ging regelmäßig, wütend und verzweifelt, während sie den jugendlichen Betreuern gegenüber ein »glickliches Lächeln« aufsetzte. In einer Gruppe prahlte sie mit ihren Klubabenden. Nach ein paar Monaten kam sie in einem sehr stillen und depressiven Zustand an. »Es gibt da nicht genug Jungs«, sagte sie. Als ein anderes Gruppenmitglied fragte, was sie denn meine, erklärte sie barsch, dass keiner von den Jungen sie gebeten habe, mit ihr auszugehen. Eine peinliche Pause entstand in der Gruppe. »Die Jungen sind alle normal«, fügte sie hinzu. »Und die Jungen wie ich möchten gern mit normalen Mädchen ausgehen.« Eine unerträgliche Spannung war in der Gruppe. Einer der schmerzlichsten Aspekte der Integration war berührt worden. Wir alle sind in unseren Teenagerjahren mit den Abstufungen der Attraktivität konfrontiert gewesen.

Es ist sehr schmerzlich, aufrichtig zu sprechen. Dana zum Beispiel arbeitete als Teilzeitputzfrau in einem College. In einer Frauengruppe erwähnte sie, wie traurig sie sei, dass sie bei ihrer Arbeit nie einen Freund finden würde. Ich stimmte ihr zu. »Warum?«, protestierte Evelyn ärgerlich. »Warum hast du ihr zugestimmt? Da gibt es doch männliche Lehrer, oder etwa nicht?« »Ja«, sagte Dana. »Warum kann sie dann nicht mit ihnen ausgehen?« Ein peinliches Schweigen entstand. »Warum soll sie nicht einen Freund finden an der Schule, wo sie arbeitet?« Ich fasste allen Mut zusammen und sagte, na ja, es sei sehr unwahrscheinlich, dass ein Lehrer an einem College mit einer jungen Frau ausgehen wolle, die schwer geistig behindert sei (SINASON 1991). Es gab eine schreckliche Pause, und ich fand mich brutal, aber dann kam ein tiefer Seufzer der Erleichterung. Dann konnte ich noch hinzufügen, dass Leute im großen Ganzen mit jemandem ausgehen wollen, der so ist wie sie selber, und das sei sehr schmerzlich, und manche Teenager fänden es so schmerzlich, dass zum Beispiel ein Popstar nicht mit ihnen ausgehen wolle, dass sie sogar Fanklubs bildeten, um sich gegenseitig über diese Erfahrung hinwegzutösten.

Tragischerweise kann es auch in der Gruppe der Behinderten internalisierten Hass und Abscheu gegen die eigene Verfassung geben, und behinderte Männer wie Frauen können ihre fantasierten Hoffnungen an etwas oder jemanden außerhalb der Gruppe Gleichgestellter heften. Darin sind sie den Schwarzen ähnlich, bei denen »weiß« als schön gilt, und die Farbschattierungen, die Weiß am nächsten kommen, den höchsten Status haben.

Ich möchte gerne noch einen weiteren Bereich beleuchten, der für weibliche Sexualität besondere Bedeutung hat: die Angst, verlassen zu werden. Alle weiblichen Kinder stehen vor der Aufgabe, mit einer ängstlichen inneren und manchmal äußeren Mutter zurechtzukommen, wenn es darum geht, Unabhängigkeit und Loslösung zu bewältigen. Die Angst vor der Bestrafung einer Mutter hat noch einmal eine andere Bedeutung,

wenn wir auf den griechischen Mythos von *Echo* blicken. *Echo*, die Bergnymphe, konnte nur die letzten paar Worte dessen zurückgeben, was zu ihr gesagt worden war. *Hera*, die Königin der Götter, hatte sie dafür bestraft, dass sie mit dem Vater *Zeus* gemeinsame Sache gemacht hatte, um dessen Liebesaffären vor *Hera* zu verheimlichen. Dafür war *Echo* mit der Verstümmelung ihrer Sprache bestraft worden.

Victoria HAMLTON (1982) weist darauf hin, dass *Echo* wie das kleine Kind ist, das versucht, die Worte der Älteren nachzuahmen. Sie kann keinen Dialog initiieren oder aufrechterhalten. Auf diese Weise spiegelt sie ein elterliches Paar, das keinen Dialog unterhalten kann. Ihre Sexualität ist beeinträchtigt durch das Beispiel ehelicher Untreue unter den Erwachsenen.

Die Patientinnen mit Echolalie, die ich gesehen habe, sind größtenteils von ihren Vätern oder Stiefvätern sexuell missbraucht worden. In diesen Fällen konnten die Mütter einen sexuellen Dialog mit ihren Männern nicht aufrechterhalten und haben ihnen gestattet, sich an die Töchter zu wenden. Die Tochter wurde dann von einer wütenden inneren Mutter bestraft. In der Auseinandersetzung mit ihrer Angst vor der wütenden inneren Mutter, während zugleich die Wut auf das stille Einverständnis der äußeren Mutter tobte, wurden die eigenen Worte der Tochter zu einem sinnlosen Echo. Offenkundig tritt Echolalie häufig auch dann auf, wenn kein konkreter Missbrauch stattgefunden hat, aber ich denke, in diesen Fällen könnte es sich um ein sexuelles Problem, die Sprache in Besitz zu nehmen, handeln.

Evelyn/Echo

Evelyn war eine schwerbehinderte junge Frau, 18 Jahre alt, die nach einer Serie geringfügiger Diebstähle, zum Beispiel einmal ein Heft *Woman Magazine* (ein ziemlich symbolischer Diebstahl!), zur Therapie angemeldet wurde. Die Hartnäckigkeit ihrer Diebereien und die Tatsache ihrer Behinderung hatten das Gericht auf den Gedanken gebracht, eine Therapie für sie anzuordnen, und deshalb war es zu dieser Überweisung gekommen. Ihre Eltern hatten sich in einer Einrichtung für Minderbegabte getroffen, und ihre Mutter hatte häufig auftretende psychotische Episoden und musste deshalb hospitalisiert werden. Es gab noch eine mehrfach behinderte Schwester, zwei Jahre älter als Evelyn, die von Beginn an außer Haus untergebracht war und nach Evelyns Aussage den geistigen Stand einer Zweijährigen hatte. Evelyn war von ihrer Babyzeit an bei Pflegeeltern gewesen und von Familie zu Familie weitergereicht worden, bis ihre Mutter beschloss, sie zurückhaben zu wollen, als sie im letzten Stadium ihrer Krebskrankung kurz vor dem Sterben war. Mit 16 übernahm Evelyn also zu Hause Pflege- und Putzdienste, und beim

Tod ihrer Mutter blieb sie bei ihrem Vater. Sie beklagte sich immer wieder über Probleme mit den Augen, die aber nach den eingeholten Befunden keine organische Ursache hatten.

Bei unserem ersten Treffen sah ich einen institutionalisiert aussehenden Teenager, das heißt, institutionalisiert bis zur Taille. Sie trug einen in Institutionen üblichen kurzen Haarschnitt, eine schäbige Strickjacke und hatte einen stumpfsinnigen Ausdruck. Von der Taille an abwärts trug sie einen Minirock, schwarze Netzstrümpfe und hohe Absätze, so als ob da unten ein vitales, wenn auch promiskuitöses Leben stattfände. Die Bewährungshelferin, Evelyn und ich tauschten vorweg ein paar einführende Informationen aus. Es wurde erklärt, weshalb sie angemeldet worden war, und auch, dass die Sozialen Dienste ihre Behandlung sechs Monate lang unterstützen würden, indem sie eine Begleitperson zur Verfügung stellten (der Anfahrtsweg zur Klinik betrug zwei Stunden). Nach sechs Monaten würde es ihr freistehen, weiter zu mir zu kommen, wenn sie den Weg selbstständig bewältigen könnte. Es war klar, dass es wahrscheinlich zu einer sechsmonatigen Kurzzeitbehandlung kommen würde. Der echolalische Aspekt ihrer Behinderung trat sehr deutlich zu Tage. »Mein Papa sagt, ich soll herkommen, weil, warum in Schwierigkeiten geraten und meine Bewährungshelferin sagt, warum in Schwierigkeiten geraten, und ich dachte, meinewegen, ich könnte in die Klinik gehen, weil, ich meine, warum in Schwierigkeiten geraten.«

Eine sexuelle Verknüpfung tauchte kurz danach auf: Als ich eine Bemerkung darüber machte, dass sie angefüllt sei mit den Worten anderer Leute, sich aber ihrer eigenen Meinung nicht sicher zu sein scheinete, machte sie in einer normalen Stimme mit Cockney-Akzent die Feststellung: »Mein Vater tatscht meine Schwester ab.« Ich empfand einen unmittelbaren Schock über die Intelligenz und Klarheit ihrer Stimme, als sie über Missbrauch sprach. Diese Erfahrung habe ich jedes Mal gemacht, wenn ein behinderter Patient bei der Offenlegung von Missbrauch seine Klugheit erkennen ließ. Sie fuhr fort: »Er hat es getan, als sie sehr klein war, und sie kann sowieso nicht sprechen, und obwohl sie älter ist als ich, hat sie nur den Verstand einer Zweijährigen. Ich bin losgegangen und habe es im letzten Jahr der Polizei erzählt, aber die haben nichts gemacht, weil sie so behindert ist und nicht sprechen konnte, und die Nachbarin hat es gesehen und sie ist zur Polizei gegangen, und auf sie haben sie auch nicht gehört.« Ich sagte, sie habe den dringenden Wunsch und die Hoffnung, ich würde ihr mit ihrer leichteren Behinderung zuhören und nicht darüber hinweggehen, was sie mir gesagt habe, indem ich ihre Behinderung als Ausrede benutzte. Sie wischte sich die Augen. Ich sagte, ich würde das ihrer Bewährungshelferin sagen müssen. Nach wenigen Augenblicken kehrten ihre behinderte Stimme und die Echolalie zurück. Wir wussten aber beide, dass das nicht die ganze Geschichte war. Als ich ihre Bewährungshelferin anrief, wurde die Geschichte überprüft, und es stell-

te sich heraus, dass sie sich etliche Male beklagt hatte, ihr aber nicht zugehört worden war. Die Bewährungshelferin sagte, sie würde die Sozialen Dienste benachrichtigen. Mittlerweile wurde die Therapie fortgesetzt.

In den ersten paar Monaten ging es in der Therapie hauptsächlich um die Anstrengung, »brav zu sein« und nicht zu stehlen, und um das erregte Verlangen, zu stehlen und Ärger zu machen. Fragen im Zusammenhang mit Intelligenz oder Behinderung tauchten nicht direkt auf, sondern über die Person ihres schwer behinderten Freundes. Er wohnte in einer kleinen betreuten Wohneinheit mit drei anderen Männern und hatte gelegentlich gewalttätige Ausbrüche. Im Laufe der Wochen gewann Evelyns Bild von ihm immer deutlichere Konturen. Er tauchte willkürlich bei ihr zu Hause auf, mit untrüglicher Präzision immer zur falschen Zeit – 7 Uhr morgens an einem Sonntag oder 2 Uhr nachts am Wochentag. Er erwartete dann, dass sie sofort in seine Wohngruppe mikommen und für ihn sauber machen oder kochen sollte. Er wurde gewalttätig, wenn sie ablehnte. Als sich dieses Bild vervollständigte, hatten wir ein Phantombild von Evelyns behinderter delinquenter Persönlichkeit, die illegitimerweise Dinge an sich riss und plötzlich auf bedrohliche Weise ihr intelligentes Denken übermannete.

Evelyn liebte ihren »Verlobungsring«, obwohl sie glaubte, dass er aus einem Krallbonbon stammte. Sie wollte wie normale Frauen verheiratet sein, obwohl sie sich immer mehr darüber Gedanken machte, ob ihr Freund der Richtige sei, um ihr diesen Status zu ermöglichen. Sie erklärte, dass die Hochzeit an ihrem 19. Geburtstag sein sollte, an einem Datum, das nur wenige Wochen vor dem Ende der Therapie lag. In den ersten 4 Monaten stahl sie zwei Mal, einmal während einer Ferienunterbrechung und einmal, als sie erfuhr, dass ihre Bewährungshelferin schwanger war und in ein paar Monaten in Mutterschutzurlaub gehen würde.

Das andere Hauptthema, das auftauchte, war der Verlust ihrer Mutter. Hier ging es nicht nur um den Kummer über Sterben und Tod ihrer Mutter, sondern auch um ihr Bewusstsein, dass sie keine hinreichende Bemutterung erfahren hatte, und dass ihre Mutter sie nur als unbezahlte Putzfrau und Köchin zu Hause haben wollte. Wann immer sich Kritik an ihrer Mutter meldete, wie zaghaft auch immer, erschrak sie gewaltig und griff auf ein Bild von ihrer Mutter als einer mutigen Märtyrerin zurück. Die einzigen Träume, an die sie sich erinnern konnte, handelten von ihrer Mutter in einer verfolgenden oder idealisierten Gestalt. Der zunehmende Ärger gegen ihren Vater schien, wenn man von seinem sexuellen Verhalten absieht, die Funktion zu haben, ihre Mutter »gut« zu erhalten, denn es war klar, dass ihr Vater in gewisser Weise tatsächlich für sie sorgte.

20. Stunde

Sobald ich Evelyn sah, sprang sie auf und fragte: »In Ordnung?« Sie folgte mir die Treppen hinauf und sagte, wie schlecht das Wetter sei, und wie sie sich habe bemühen müssen, pünktlich zu sein, weil, wenn sie den Schnellzug verpasst hätte, dann hätte sie den Anschlusszug nicht mehr bekommen. Ich sagte, sie habe auf Risiko gesetzt, ob sie pünktlich ankommen würde oder nicht, und dann habe sie sich gefragt, ob ich in Ordnung sei. Sie kicherte und sprach davon, wie sie in den Lift geschlüpft sei, als er sich gerade schloss, sodass ihre Begleiterin auf den Nächsten habe warten müssen. »Als ich dann ins Wartezimmer kam, konnte ich sie aus dem Lift hinterherkommen sehen.« Sie kicherte wieder, und ich sagte, anscheinend habe die Evelyn, der es gelungen sei, den Schnellzug und den schnellen Lift zu erreichen, den langsamen Teil von sich selbst verspottet. »Ja«, kicherte sie. »Und wenn ich langsam bin, dann lacht mich der schnelle Teil aus. Aber ich weiß, es ist nicht gut, hier zu spät zu kommen. Und ich bin gut, weil, wie mein Papa sagt, es lohnt sich nicht, in Schwierigkeiten zu kommen, und ich bin jetzt schon drei Wochen lang gut, und meine Bewährungshelferin ist zufrieden mit mir, weil sie sagt, ich soll mich nicht in Schwierigkeiten bringen.«

Ich sagte nichts zu diesem wohl bekannten Refrain. Es entstand ein langes Schweigen. Dann fing sie wieder an. »Meine Freunde meinen, ich hätte abgenommen. Sie sagen zu mir, ich habe abgenommen. Mein Vater hat gesagt, ich soll aufpassen, sonst will er den Arzt anrufen, weil er denkt, ich esse nicht genug.«

Ich dachte, sie sei wohl ärgerlich über mein Schweigen und habe es so aufgefasst, dass ich sie nicht füttere, stattdessen aber mache ich eine Bemerkung darüber, dass es immer »andere Leute« gebe, die sagten, ob sie gut sei oder nicht, genug esse oder nicht. Selber schein sie nicht zu wissen, was sie denke. Sie überlegte einen Moment und sagte daraufhin: »Na ja, ich habe einen Rock angezogen, und er ist runtergerutscht, und dann habe ich Hosen angezogen, und sie sind runtergerutscht. Also hat mein Papa gesagt, dass ich zu viel abnehme, aber ich glaube das nicht.« Ich wiederholte, dass ihr die Kleider herunterrutschen, aber sie denke nicht, dass viel passiert sei. »Nein. Aber meine Freunde und mein Papa sagen, dass ich anders aussehe. Ich esse mit meinen Freunden, wenn ich ausgehe, also macht sich mein Papa Sorgen, weil er mich nicht essen sieht.« Ich fragte sie, was sie denn zu Hause esse. »Na ja, eigentlich nur Tee.« Eine Geschichte begann sich herauszuschälen. »Also ist Ihr Papa allein?« fragte ich. »Ja.« »Haben Sie sonst immer mit ihm zusammen gegessen?« »Ja. Und ich habe für ihn gekocht.« Ich machte mir dann laut Gedanken darüber, ob das Essen auswärts mit ihren Freunden der Versuch sei, ihrem Vater Sorgen zu machen, weil sie böse darüber sei, dass sich niemand um sie kümmere. Sie mache die ganze Arbeit und sie sei

böse mit mir, dass sie eine lange Anreise zu mir in die Klinik habe und sich dann damit zufriedener geben müsse, dass ich sage, wie gut sie sei, dass sie sich schon drei Wochen aus Schwierigkeiten herausgehalten habe. »Ich war bei meiner Bewährungshelferin, und sie sagte, ich hätte abgenommen.« Ich kommentierte, ihre Bewährungshelferin sei schwanger und würde bald gehen, und vielleicht fühle sie sich wie ein winziges, hungriges Baby, das nicht ordentlich versorgt wird, besonders da ich ihr nur eine Mahlzeit in der Woche gebe. Sie sah ernsthaft und klug aus. »Ja. Und tief in mir weiß ich wirklich, dass ich abgenommen habe.« In der Pause, die nun folgte, bemerkte ich, wie gut sie meine vorangegangene Metapher verstanden hatte – in der ich die eine Wochenstunde als eine Mahlzeit bezeichnet hatte.

»Wissen Sie«, fing sie mit ihrer bekannten Phrase, aber in ernsthaftem Ton an, »meine Schwester ist gerade bei uns und sie hat nichts mehr darüber gesagt, dass Papa sie antatscht, also hat er vielleicht damit aufgehört.« Ich fragte mich, ob sie besonders deshalb keine Lust gehabt habe, für ihren Vater zu kochen oder mit ihm zu essen, weil gerade ein neues Baby – ihre Schwester – im Hause war. Im Stillen dachte ich, sagte es aber an dieser Stelle nicht, ob sie wohl ihre intelligente Seite als etwas erlebte, was nicht »angetatscht« wurde durch ein missbräuchliches Eindringen. »Weißt du?« ist anscheinend ein wichtiger Satz im Sprachgebrauch von Behinderten, wie sich über die Jahre feststellen ließ. Den Wissensstand von jemandem abzufragen, bedeutet natürlich, dass man eine Vorstellung davon hat, was Wissen ist und was es bedeutet, etwas zu wissen. Wie KONFUZIUS gesagt hat: »Soll ich dir sagen, was es heißt, zu wissen? Sagen, du weißt, wenn du weißt und sagen, dass du nicht weißt, wenn du nicht weißt, das ist Wissen.« (*The Analects*).

Evelyn saß da und dachte. Auf ihrem Gesicht erschien ein nachdenkliches Stirnrunzeln, und eine angenehme Konzentration ging von ihr aus. Ich hatte den Eindruck einer physischen Sensation, als ihr die Gedanken durch den Kopf gingen. »Wissen Sie, ich habe heute ein Vorstellungsgespräch für einen Job. Man muss da Brote streichen für die Arbeiter. Ich möchte den Job gern kriegen, aber ich habe Angst vor dem Vorstellungsgespräch. Mir macht es nichts aus, für Geld Essen zu machen.« Sie kicherte vor Peinlichkeit. Ich sagte, sie meine, sie solle Geld dafür bekommen, wenn sie ihrem Vater das Essen macht, und er sollte dafür bezahlen, was er ihrer Schwester angetan hat, genauso wie ich für die Therapie mit ihr bezahlt bekäme.

Ihr Kichern brach ab. Da gab es jemanden, der der Meinung war, sie hätte kein Recht dazu, einen Job zu haben und Geld zu verdienen oder respektiert zu werden. Als sie jedoch wieder anfang zu sprechen, war es nicht dieser Selbstanteil, der wieder das Wort ergriff. »Am Wochenende kam mein Freund früh vorbei, ohne vorher telefoniert zu haben, und er fragte meinen Papa, wo ich wäre, und mein Papa sagte, ich wäre in mei-

nem Zimmer und würde studieren, und er lachte und sagte: ›Wozu willst die denn studieren?‹« Jetzt war die spöttische, attackierende Stimme zu hören, aber sie war in ihrem Freund untergebracht. Sobald ihrem klugen Selbstanteil Raum gegeben wurde, verstand sie sehr wohl, was eindringen bedeutet: dass ihr Freund ohne telefonische Anmeldung zu früh vorbeikommt, und ihr Vater ihn automatisch hereinlässt. Die Äußerungen spiegelten wider, auf welche Weise ihr intelligentes Denken unterbrochen werden konnte.

Darauf folgte ihr längster Gedankengang. »Ich habe ein Buch über *Elisabeth I* gelesen. Ich möchte gerne mehr lesen, und jetzt bin ich auf keiner Schule und ich hatte meinen Literaturkurs auf dem College belegt, ich möchte mehr lernen. Und letzte Woche bin ich mit meinen Freunden zur Bibliothek gegangen, und sie haben alle über mich gelacht und gesagt: ›Warum gehst du denn dahin?‹ Und ich habe gesagt, dass ich ein Buch lesen will von einem Mann, der heißt Charles DICKENS, und es heißt *Oliver Twist*, aber sie haben gelacht und sie haben mich zum Lachen gebracht, und dann habe ich gesagt: ›Das ist eine Bibliothek. Ihr müsst euch von mir wegsetzen, sonst kriegt ihr es noch hin, dass wir rausgeschmissen werden, und ich kann dann nicht studieren.««

Es entstand eine lange, peinliche Pause, in der sie ihre Hände rang. Ich war sehr bewegt.

Ich sagte, der Schnellzug-Anteil in ihr wolle ihr Wissen erweitern – was sie auch damit tue, dass sie hier in die Klinik komme –, aber dann müsse sie sich mit dieser grinsenden, höhnischen Bande herumschlagen, die sagen könne: »Was glaubt sie denn, wer sie ist? Lernen wollen? Wir brauchen nicht zu lernen. Wir nehmen uns einfach, was wir wollen.« Sie sah mich eindringlich an. Ich sagte noch, *Königin Elisabeth I* sei eine mächtige Königin und *Oliver Twist* ein kleiner armer Junge, und das zeige uns vielleicht etwas von dem Kampf, der sich in ihr abspiele zwischen einer mächtigen Königin, die sich alles nehmen könne, und einem vernachlässigten Jungen, der in fürchterliche Gefahren gerate, wenn er nach mehr fragt.

»Ich habe seit drei Wochen nichts genommen«, sagte sie konkretistisch. Ich sagte, sie habe auch kein Essen zu sich genommen, stattdessen seien kleine Teilchen ihres Körpers von ihr weggenommen worden. Ich sagte nicht dazu, dass kleine Teilchen ihres Gehirns regelmäßig von dieser arroganten *Königin Elisabeth I* gestohlen und weggenommen würden. Vielmehr war an diesem Punkt die Rückkehr zum konkretistischen Denken meinem Eindruck nach von der entsetzlichen Angst diktiert, die omnipotente innere Mutter würde sie dafür angreifen, dass sie mehr wissen und mehr essen wollte. Damit Evelyn mehr lernen konnte, musste sie sowohl *Elisabeth I* als auch *Oliver Twist* mit in die Bibliothek nehmen. Sie konnte *Oliver* nicht ohne die Erlaubnis von *Elisabeth* füttern, sonst würde das Kichern wieder losgehen.

Um den einen Selbstanteil glücklich zu erhalten, müsse der andere hungern. All diese Gedanken über Evelyns Notlage gingen mir im Kopf herum, während Evelyn dasaß und erst mich und dann ihre Hände anblickte. Ihre Augen wurden wieder nachdenklich, als ob mein schweigender Dialog mit mir und meinen Gedanken einen Verbündeten gegen ihr konkretes Denken auf den Plan gerufen hätte.

»Der Weg zum Bahnhof ist weit«, sagte sie traurig. »Ich muss laufen oder mit dem Bus fahren.« Dann wechselten Ton und Ausdruck der Stimme, und sie kehrte zu ihrer echolalischen Sprache und Manier zurück. »Und mein Papa sagt, der Spaziergang tut mir gut. Er sagt, es ist gut, rauszukommen und zu laufen und sich abzulenken, also werde ich das nächste Mal laufen oder ich nehme den Bus nur ein Stück zurück, und dann kann ich den Zug kriegen. Ich frage meinen Papa und die Bewährungshelferin. Sie kennen sich gut aus mit den Richtungen.«

Ich sagte, wir näherten uns jetzt dem Stundenende, und dass sie das wisse, und sie habe sich in komplizierte Wiederholungen über Richtungen verstrickt, als wir uns diesem Moment näherten. Ich sagte, durch das Ende habe sie auch plötzlich ihr eigenes Wissen und ihre Unabhängigkeit verloren und sie sei auf das zurückgeworfen worden, was ihr Vater und ihre Bewährungshelferin dächten.

Als sie aufstand, konnte ich ihre Veränderung zum Schlechteren vor meinen Augen geschehen sehen. Ihre Haltung und ihr Ausdruck veränderten sich, und das kluge Licht hinter ihren Augen erlosch. Das Mädchen, das aus dem Zimmer und den Flur entlangging, um ihre Begleiterin zu begrüßen, war nicht dieselbe junge Frau, die vor ein paar wenigen Minuten noch gesprochen hatte.

21. Stunde

Drei Wochen vor dem Ende der sechs Monate ereignete sich etwas Neues. Evelyns Begleiterin war krank, und die Bewährungshelferin rief an um zu sagen, dass Evelyn nicht würde kommen können. Ich sagte, die Zeit stehe ihr zur Verfügung, wenn sie es schaffen könnte, selbstständig zu kommen. Sie kam, zu früh, in leuchtende Farben gekleidet, mit hellen Strähnen im Haar. An ihr deutete rein gar nichts auf eine Institution hin. »Wissen Sie, ich bin heute ganz allein hierher gekommen. Ich bin mit dem Bus gekommen, und es ging richtig schnell. Meine Begleiterin konnte nicht mitkommen, und sie haben nicht geglaubt, dass ich hier ankommen würde, aber ich wusste, der Bus war schneller und billiger, sodass ich den Sozialen Diensten noch einen ganzen Batzen Fahrgeld gespart habe.« Ich war sprachlos; die Dummheit ging auf mich über, und sie war die Klarsichtige! Ich sagte, sie zeige, dass sie klarsichtiger sein könne als alle um sie herum, wenn sie ihre gesammelte Intelligenz einsetze. Sie

erzählte luzide weiter, sie habe einen Termin für ihre Augen ausgemacht, eine Verabredung mit ihrem Hausarzt, um sich Pillen verschreiben zu lassen, und eine Bewerbung für einen Job geschrieben. Keine Spur von Echolalie.

»Ich habe schon immer gedacht, dass der Bus leichter wäre, und er war es auch, ganz leicht. Ich habe mich dann entschlossen, weiterzufahren und in dem großen Spielzeugladen nach einem Geschenk für meine Schwester zu gucken. Sie wollte dieses Spiel, wo man auf Knöpfe drückt, und dann kommt ein Ton heraus. Sie war zu Hause, weil die Lehrer gerade streiken, aber sie geht morgen wieder hin.« Ich sagte, es sehe so aus, als ob die Erwachsenen alle nicht arbeiteten, und sie sei notgedrungen die Einzige, die die Sachen manage und für das Kind Sorge, das nicht sprechen könne. Sie lächelte. »Sie haben das nicht gehabt, was ich wollte, und da habe ich eine Puppe für meine Sammlung gekauft. Habe ich Ihnen erzählt, dass ich Puppen sammle? Ich habe schon über hundert. Da war eine lebensgroße Puppe im Schaufenster, und alle Kinder haben sie angeschaut und wollten, dass ihrer Mamas sie ihnen kaufen.« Ich sagte, obgleich sie stolz darauf sei, unabhängig zu sein, wünschte sie, ihre Mutter wäre am Leben und würde so etwas für sie tun, oder ich würde es tun.

»Ja«, bestätigte sie schlicht. »Weil, meine Bewährungshelferin wird bald in Mutterschaftsurlaub gehen, und es ist bald Muttertag, und ich will Blumen auf das Grab meiner Mutter legen.« Es entstand eine Pause. »Wissten Sie, es war komisch am Sonntag. Mein Freund kam etwa um 10 Uhr abends, als ich gerade ein Bad nehmen wollte. Ich hatte nur einen Pull-over an. Mein Papa schrie nach oben ›Da ist Besuch für dich!‹ und ich sagte, ich könnte nicht runterkommen, weil mein Morgenmantel fest auf der Wäscheleine hing. Also steckte ich meinen Kopf aus der Badezimmertür, und da war es mein Freund. Wir lachten, und ich zog mir den Pullover ein bisschen runter, und wir unterhielten uns, aber er und mein Papa sagten, ich sollte mir meine Hose anziehen, weil er mir das Haus zeigen wollte, das er mit seinem Freund beziehen will, und er wollte, dass ich die Pläne bei ihm zu Hause angucke. Ich sagte, ich wollte zu Bett gehen. Ich bin letzte Woche zur Hochzeit meiner Freundin gegangen, und sie hat die ganze Zeit geweint und ihre Mama und ich auch. Ich habe Angst davor, dass ich an meinem Hochzeitstag lachen oder weinen muss. Wenn ich heirate.«

Vielleicht, sagte ich, fühle sie sich hin- und hergerissen mit ihrer Heirat, so wie sie mit ihren Kleidern an- und ausgezogen war. »Ja, ich sagte, ich werde noch 64, bis er sich wirklich dazu entschließt, mich zu heiraten.« Ich sagte, vielleicht habe sie sich verletzt gefühlt, dass er so spät gekommen sei und wollte, dass sie sich anzieht.

Ich fragte mich im Stillen, ob sie mit seinem überfallartigen, unangekündigten späten Besuch in der Weise umgegangen war, dass sie versucht hatte, ihn zu erotisieren, aber auch das war fehlgeschlagen.

»Ja. Sehen Sie, er hat einen Freund, und sie bekommen zusammen dieses Haus. Ich sage zu ihm: »Du weißt, dass du dieses Haus aufgeben musst, wenn wir heiraten«, aber er möchte, dass sein Freund bleibt, und sie wollen, dass ich die ganze Wascherei und das Kochen und das Putzen mache, und das kann ich nicht. Mein Papa sagt, dass ich nicht deren Diensthote bin.« Es waren ihres Vaters Worte, die ihren Ärger zum Ausdruck brachten, aber indem der Ärger ein Ventil bekam, kehrte das Vergnügen von vorn hin über die eigenen Fähigkeiten zurück. »Habe ich Ihnen erzählt, dass ich das Bewerbungsformular für einen Job selber ausgefüllt und weggeschickt habe? Und ich habe einen Termin für meine Augen ausgemacht, weil ich glaube, dass ich auf meinem rechten Auge nicht richtig sehe. Mein Papa hat nicht geglaubt, dass ich das Formular selber ausfüllen könnte, aber ich wusste, dass ich das kann.«

Ich machte eine Bemerkung über die Veränderungen zwischen der letzten Woche und dieser, wie klar sie sich in dieser Woche darüber sei, was sie weiß und was sie kann und was sie denkt. »Ja. Diese Woche ist anders«, sagte Evelynn überlegend. Sie knetete ihre Hände. »Ich hatte am Wochenende eine Erkältung und ich wusste, wenn sie heute Morgen noch da gewesen wäre, dann hätte ich mich nicht wohl genug gefühlt, um zu Ihnen zu kommen. Aber dann habe ich das ganze Wochenende über geweint und ich wusste, ich würde trotzdem zu Ihnen kommen.« Ich dachte laut vor mich hin, ob ihr Schnäuzen nicht eine andere Art des Weinens gewesen sei.

»Ich bin zum Arzt gegangen, um mir Pillen verschreiben zu lassen.« Ich fragte, welche Art Pillen. »Das wissen Sie doch.« Ich sagte, ich wisse nicht, was sie mir nicht erzähle. Ich könnte raten, aber nicht wissen. Sie schien verblüfft über diesen Gedanken und ließ mich dann wissen: »Eine empfängnisverhütende Pille. Mein Papa sagt, warum soll man sich die Scherereien machen, aber ich sage zu ihm, dass er mit dem Baby sitzen bleiben würde, wenn ich schwanger wäre, und das hätte er nicht so gern. Ich tue also eine Menge.«

Ich stimmte dem zu, sie tue tatsächlich viele Dinge und sei stolz darauf, was sie wisse und tun könne. Aber ich fragte mich, ob sie mich vielleicht wie einen trägen Vater erlebe, der bemerkt, was sie alles tut, aber nicht wirklich helfen will, sodass sie alles allein bewältigen müsse, besonders, da die Therapie allmählich auslaufe, wenn sie es nicht schaffe, jede Woche allein zu kommen, so wie sie es heute getan habe. Ich sagte, dass in ein paar Tagen auch ihr Geburtstag sei, und sie sei vielleicht in Sorge, ihr Freund und ich würden den vergessen, da sie doch gehofft habe, an ihrem Geburtstag zu heiraten.

»Meine Freunde vergessen den«, sagte sie grob. »Sie vergessen immer solche Sachen wie Geburtstage und dann lachen sie und gehen irgendeine schäbige Karte kaufen. Wir lachen dann alle.« Sie kicherte unecht. »Mein Freund vergisst den. Er hat auch Valentinstag vergessen.«

Ich sagte, in der nächsten Woche werde sie eine neue Bewährungshelferin bekommen, und in drei Wochen werde dieser Abschnitt der Therapie zu Ende sein. Das seien viele Veränderungen. Ich sagte ihr, dass die Möglichkeit bestünde, die Therapie nach der Ferienpause bei mir fortzusetzen, aber dass man von offizieller Seite dann keine Begleitperson mehr zur Verfügung stellen könne. Sie habe es heute geschafft zu kommen, aber sie wisse vielleicht nicht, ob sie das jede Woche könne. Vielleicht wisse sie auch nicht, ob sie wirklich kurz vor ihrer Hochzeit stehe. Sie habe nichts von all den Prozeduren erwähnt, die man üblicherweise durchlaufen müßte, ehe man heiratet.

Sie sah geschockt aus und dann gedankenvoll, sagte aber nichts. Lange herrschte Schweigen. Dann kehrte ein Licht in ihre Augen zurück. »Als ich im West End (von London, V. S.) war, habe ich ein Steak mit Pommes frites gegessen. Ich habe wirklich gut gegessen. Ich wollte keinen Fraß.« Ich sagte, sie habe sich für ihre Reise hierher belohnt, indem sie etwas Gutes zu sich genommen habe, das zeige, dass sie wisse, was sie wirklich brauche. »Ja. Nicht wie irgend so einen ollen Hamburger, den man überall kriegen kann.« Es war Zeit. Sie stand langsam auf und sagte, draußen sehe es wärmer aus als bei ihrer Ankunft, und sie sei sicher, dass sie die Bushaltestelle auf der anderen Straßenseite leicht finden werde.

Als sie hinausging, aufrechten Ganges und gar nicht behindert aussehend, hatte ich einen Moment lang den Wunsch, sie könnte so bleiben. Die Worte von Neville SYMINGTONS Patienten Harry fielen mir ein (1981, S. 195): »Ich kann mehr, als jeder von mir denkt, aber dann kommt morgen und dann Sonntag und Montag.«

22. Stunde

Evelyns Begleiterin war immer noch krank, und die neue Bewährungshelferin wusste nicht, ob Evelyn es noch einmal allein schaffen würde. Sie kam, als die Zeit der Stunde gerade vorüber war, auf die Minute genau. Sie brauchte noch £1 für die Rückfahrkarte. Ich hatte keine Zeit mehr zur Verfügung, da ich zehn Minuten später eine andere Patientin zu ihrer regelmäßigen Stunde erwartete. Die Verspätung war aber auch so außergewöhnlich akkurat, dass man dem besondere Aufmerksamkeit zuwenden musste. Hätte ich einfach Zeit angehängt, wenn ich sie denn überhaupt zur Verfügung gehabt hätte, dann hätte man schwerer verstehen können, was es mit dieser Punktgenauigkeit der Verspätung auf sich hatte.

23. Stunde

Evelyn saß mit ihrer Begleiterin im Wartezimmer. Obgleich sie weniger intelligent aussah als vor zwei Wochen, sah sie sehr viel gescheiter aus als sonst. In einem langen T-Shirt, das sie über schwarzen, gerippten Leggings trug, sah sie wie jeder andere Teenager aus. Auf dem Weg ins Zimmer verkündete sie frohlockend, dass ihre Begleiterin mit dem Zug habe kommen wollen, weil sie ihr nicht geglaubt habe, dass der Bus schneller ist. »Meine Begleiterin sagte, sie könnte es nicht leiden, an den Bushaltestellen herumzustehen und zu warten, wo die Züge doch jede Minute fahren. Aber sie hat den Zug beinahe verpasst, weil ich schnell eingestiegen bin, als sich die Türen gerade schlossen, und sie war ausgeschossen, aber dann gingen die Türen wieder auf, und sie konnte auch einsteigen.« Im Zimmer setzte sie sich hin und entspannte sich. Ich sagte, sie ärgere sich darüber, dass die Begleiterin ihr nicht geglaubt habe; dass die Begleiterin es nicht für möglich hielt, dass eine langsame Frau einen schnelleren Weg kennt. Deshalb habe sie die Begleiterin ausschließen und sie langsamer machen wollen. Und in der letzten Woche habe sie mich ausgeschlossen, indem sie erst eintraf, als ihre Stunde zu Ende war. Sie nickte. Ich fragte mich im Stillen, wie sie sich wohl fühlen mochte, mit einer Begleiterin zu kommen statt allein, sagte aber nichts.

»Ooh – meine Begleiterin hat gesagt, ich soll Ihnen das zeigen.« Sie streckte mir bedeutungsvoll eine Tüte hin. Ich fragte sie, was darin sein. »Ich bin beim Arzt gewesen«, sagte sie scharf, verärgert über meine Langsamkeit. Ich sagte, anscheinend habe sie die Vorstellung, ich könnte wie durch Magie wissen, was in der Tüte sei oder was sie dem Arzt gesagt habe, und sie denke, ich sei wirklich blöd in meiner Begriffsutzigkeit. Ihr scharfer Ausdruck wurde unsicher und verschwand dann ganz. »Ich habe entsetzliche Alpträume gehabt und habe meine Mama seit letzter Woche jede Nacht gesehen und über sie nachgedacht, also bin ich zum Arzt gegangen, und er hat mir diese Pillen verschrieben, und meine Begleiterin hat gesagt, Sie sollen sie ansehen.« Ich sagte, ich würde sie ansehen, wenn sie das wünsche, aber ich sei keine Ärztin, und daher würde mir der Name der Pillen nicht viel sagen. Eine lange Pause entstand. »Mir war wirklich entsetzlich zu Mute mit diesen Alpträumen von meiner Mutter.« Ich fragte sie, ob sie sich an irgendeinen davon erinnern könne. »Ich kann mich an den von letzter Nacht erinnern. Ich bin in die Küche gegangen, um Wasser zu holen, und meine Mama saß in der Küche und lächelte glücklich, und ich schrie und schrie. Mein Papa kam herein, und ich habe ihm erzählt, was ich geträumt habe, und er hat gesagt, ich wäre dumm.« Pause. »Deshalb hat meine Begleiterin gesagt, ich soll Ihnen von den Pillen erzählen.«

Mein Kommentar: sie sei sehr ärgerlich, dass sie in der letzten Woche den ganzen Weg gemacht habe, um mich zu sehen. Obgleich sie von

vornherein gewusst habe, dass sie ihre Zeit versäumen würde und eben gerade zur rechten Zeit kam, um Auf Wiedersehen zu sagen, sei sie wütend gewesen, dass ich mich nicht um sie gekümmert habe. Sie sah mich eindringlich an. Ich sagte, vielleicht sei ich wie ihre Mutter. Ihre Mutter habe erst Hallo zu ihr gesagt, als es Zeit war, sich zu verabschieden, weil sie krank war und im Sterben lag und eine Putzfrau haben wollte. Vielleicht sei ich ein Gespenst in der Küche, das außer Lächeln nichts zu bieten hat und nur für sich selbst sorgt. Und vielleicht hätte ich mich in der letzten Woche in ein Gespenst verwandelt, weil sie mich in ihrer Wut umgebracht habe.

Es gab eine lange Pause. Sie sah auf ihre Hände, als sie sie ineinanderschlang. Kein Ring steckte am Finger. Ich kommentierte, ihr Geburtstag sei jetzt vorüber, und sie trage ihren Ring nicht mehr. »Ich habe Schluss gemacht mit meinem Freund. Er hat ein anderes Mädchen geschwängert, und deshalb muss er jetzt die stattdessen heiraten.« Ich war geschockt, aber sie sah ganz gleichmütig aus. »Ich habe ihn letzte Woche besucht, und er war immer noch erpöbt, dass ich davor nicht mit ihm mitgegangen bin und mitten in der Nacht die blöden Pläne angeguckt habe. Er hat auch meinen Geburtstag vergessen. Wie mein Papa. Also, ich bin ihn besuchen gegangen, und er war grob, und ich sagte zu seinem Mitbewohner: »Was ist los mit ihm?, und sein Mitbewohner hat gesagt, er schämt sich, weil er etwas falschgemacht hat. Ich fragte, was er denn getan hätte, und sein Mitbewohner sagte: »Weißt du's denn nicht?, und ich sagte »Nein«, aber ich dachte, er hätte meinen Geburtstag vergessen und meinen Ehering. Dann sagte sein Mitbewohner: »Er hat Josie geschwängert, deshalb muss er sie jetzt heiraten.« Aber das ist mir egal, es gibt viele Fische im Meer.« Sie kicherte aufgeregt. »Mein Papa hat gesagt, ich soll die Pillen nicht nehmen, und er hatte Sorge, meine Schwester könnte sie essen, aber sie haben einen besonderen Verschluss, sodass sie für sie zu schwer aufzumachen sind.« Sie kicherte wieder aufgeregt.

Ich sagte, sie habe in den letzten beiden Wochen ein paar harte Schläge einstecken müssen. Sie verliere ihren Freund, ihr Vater und ihr Freund haben ihren Geburtstag vergessen, sie habe von mir kein Geschenk bekommen, und die Therapie gehe dem Ende entgegen. Manchmal, wenn sie solche Schläge erhalte, werde sie aufgeregt, sodass sie nicht fühlen müsse, wie traurig sie sei. Sie sei aufgeregt über die Pillen und den Gedanken, dass sie ihr oder ihrer Schwester Schaden zufügen könnten.

Ein gespanntes Schweigen entstand. »Ich kriege eine Menge Schläge, wissen Sie. Meine Mama hat gesagt, ich wäre immer wieder im Krankenhaus gewesen, als ich klein war. Sie wusste nicht, wie ich das überhaupt überlebt habe. Ich habe gestern meine Katze zum Tierarzt gebracht, weil sie überfahren worden ist, als sie über die Straße lief, und ich muss sie mit dem Löffel füttern, weil sie zu krank ist, um aus ihrem Körbchen (basket) zu kommen. Ich sagte zu meinem Papa, sie sei ein basket-case

(ein Schwerebeschädigter ohne Arme und Beine, der im Korb herumgetragen werden muss, Anm. d. Übers.)« Sie kicherte, aber in ihrem Kichern war keine Erregung.

Ich sagte, sie möchte gern von mir versorgt werden, weil sie so viele Schläge erhalten habe, aber sie wisse immer noch nicht, ob sie in der Lage oder willens wäre, nach den Ferien weiter zu mir zu kommen, und vielleicht befürchte sie, ein basket-case zu sein.

»Ich bin viel von Autos angefahren worden. Als ich sieben war, wurde ich überfahren, und meine Mama sagte, sie hätten mich im Krankenhaus wieder zusammenflicken müssen. Und als ich dreizehn war. Da hat mich erst ein Auto überfahren und dann ein Lastwagen.« Ich sagte, es habe schmerzliche Schläge gegeben, und sie tun ihr sehr weh, auch wenn sie der Meinung sei, es gebe noch viele andere Fische im Meer.

»Mein Papa hat gesagt, es wäre schlimm, was mein Freund gemacht hat.« Ich sagte, sie greife mit dem, was sie sage, auf das zurück, was andere Leute meinten. »Na ja, mir ist es egal. Ich habe ihm seinen Ring zurückgegeben. Es war bloß ein Ring aus einem Knallbonbon. Er meinte, ich würde den Unterschied nicht merken. Ich habe ihm gesagt, ich wollte ihn nicht wiedersehen, und ich habe meinem Papa gesagt, er soll ihn nicht mehr reinlassen, und mein Papa war einverstanden. Mein Freund hat gesagt ›Warum? Ich habe doch Josie noch nicht geheiratet.« Langes Schweigen. »Die Katze sitzt einfach nur in ihrem Korb. Ach so, meine Augen sind übrigens in Ordnung. Ich brauche keine Brille.«

Ich sagte, die Katze habe sich sehr selbstständig gemacht und die Straße zu schnell überquert, und vielleicht habe sie sich selbst geschockt in der vorletzten Woche, als sie so einfach kommen konnte und so viel bewältigt habe. So etwas sei schwer, da sie einen so klaren Blick dafür habe, dass ihr in naher Zukunft, wenn man es realistisch sehe, keine Ehe bevorstünde. Das sei so unrealistisch wie ihr Verlobungsring oder die Gefühle ihres Freundes für Josie.

Vorletzte Stunde

In der darauf folgenden Woche, der vorletzten Stunde, kam sie mit ihrer Begleiterin und sah trist und stumpfsinnig aus. »In Ordnung, geht's Ihnen gut?« Ich sagte, vielleicht seien die Dinge heute für sie nicht in Ordnung, sie habe nur noch eine Stunde mit Unterstützung der Sozialen Dienste übrig, und dann kämen die Sommerferien. »Na ja, es geht mir nicht gut. Es steht schlecht, sehr schlecht.« Sie sah elend, blass und aufgeregt aus. »Etwas Schlimmes ist am Sonntag passiert. Mein Papa hat mich am Sonntagmorgen angefasst, und das ist schlimm.« Ich empfand das ganze Gewicht dieser Äußerung, und ich dachte an ihre Bemerkung über ihren Vater und ihre Schwester in unserer allerersten Stunde zurück. Ich wie-

derholte, dass ihr Vater sie sehr verletzt habe durch die Art, in der er sie angefasst habe. »Er hat mich angefasst, als ich aus dem Badezimmer zurückkam, und ich habe ihm gesagt, er soll aufhören, und das hat er nicht gemacht, und es ist nicht recht, und meine Freundin hat gesagt, sie wüsste von einem Mädchen, das auf diese Weise schwanger geworden ist, und dann hat sie ihr Papa rausgeschmissen.«

Ich war mir darüber sehr im Klaren, dass ihre Erfahrung mit mir und meiner Einwilligung in eine Kurzzeit-Therapie, die jetzt enden sollte, hier als Missbrauch repräsentiert war. Michelle ELLIOT (1988) hat berichtet, dass in einer Schule viele Notrufe wegen Missbrauch am Freitag um 3 Uhr 30 eintreffen. Das ist kein Zufall. Es ist eben deshalb, weil Abschiede wie ein Verlassenwerden erlebt werden. Ich sagte, sie sei besorgt, nicht nur, weil er etwas getan hat, obwohl sie Nein gesagt hatte, sondern weil er sie rausschmeißen könnte, wenn sie von ihm schwanger würde, und vielleicht habe sie das Gefühl, ich hätte sie missbraucht und dann nach sechs Monaten rausgeschmissen, genau in dem Moment, in dem sie in ihren Belangen erfolgreicher sei. Sie bestätigte das.

Ich sagte, vielleicht sei das alles nicht nur am Sonntag passiert, und es habe sich vielleicht nicht nur aufs Anfassen beschränkt – denn Berührung allein könne jemanden nicht schwängern. Eine lange, peinliche Pause entstand. »Nein«, sagte sie in absolut intelligenter und klarer Sprache. »Aber seit meine Mama tot ist, ist er auch auf meine Schwester losgegangen. Ich habe Ihnen das schon früher mal gesagt, und der Polizei war es egal, und er hätte damit nicht davonkommen dürfen. Meine Mama würde austrasten, wenn sie am Leben wäre. Sie hätte das nicht geschehen lassen.« Eine Pause entstand. Ich sagte, ich sei in all diesen sechs Monaten am Leben gewesen, und es wäre dennoch passiert, dass wir jetzt so aufhören müssten. Vielleicht habe ihre Mutter noch gelebt, als das passierte. Eine lange, peinliche Pause entstand. Plötzlich ergaben ihre Alpträume von ihrer toten Mutter und ihre verzweifelten Versuche, sie zu idealisieren, einen Sinn. Nicht nur hatte sie nach Evelyn gerufen, weil sie sie in ihren letzten Tagen pflegen sollte, nachdem sie früher nicht sehr viel Interesse an ihr gezeigt hatte, sie hatte darin versagt, sie vor langanhaltendem Missbrauch zu beschützen.

Evelyn sprach sich danach noch klarer aus. »Wenn ich nachdenke, wirklich angestrengt nachdenke und eine Erinnerung zurückzurufen versuche, dann muss ich sagen, es reicht weit zurück, schon so lange ich mich erinnern kann. Er fasst mich immer an, fasst mich an, wenn ich aus dem Bad komme. Er sagt: ›Darf ich dich anfassen?‹, aber am Sonntag habe ich es nicht gemocht und ich habe gesagt: ›Geh weg!‹, und das hat er nicht getan. Er soll es nicht mit mir machen. Aber ich weiß, dass er lügen und es abstreiten wird, so wie er es bei meiner Schwester gemacht hat.« Ich sagte, sie habe vielleicht auch das Gefühl, ich würde lügen und abstreiten, dass ich sie mit der Beendigung der Therapie verletze.

»Vielleicht«, überlegte sie, »aber ich habe schon seit Ewigkeiten nicht mehr gestohlen«. Ich sagte, sie habe nicht gestohlen, aber sie sei bestohlen worden, von ihrem Vater. Er habe etwas genommen, was er nicht nehmen durfte, und da unser letzter Termin herannah, habe sie mich das wissen lassen wollen. »Ja. Ich weiß nicht, warum ich plötzlich gesagt habe, dass ich es nicht mag. Es war einfach plötzlich ganz selbstverständlich.«

Ihre Sprache war jetzt nicht nur nicht behindert. Sie war eloquent. »Ich hatte noch einen Traum, der mich gängstigt hat. Ich habe geträumt, meine Mutter stand draußen vor dem Fenster und rief mich und sie rief ›Evelyn, Evelyn...‹ Sie hatte graues Haar, als ob sie nach ihrem Tod noch gealtert wäre, und sie sah traurig aus und glücklich und sie rief mich. Ich schrie, und das Nachbarmädchen kam reingerannt, und ich sagte: ›Ich glaube, es war ein Traum. Meine Mama ist tot und sie hat mich am Fenster gerufen, aber sie konnte nicht reinkommen.‹ Sie sagte, es könnte das Gespenst meiner Mama gewesen sein, und im Kloster hat mir eine Nonne gesagt, dass der Geist meiner Mutter mich die ganze Zeit beobachtet.«

Sie sah verschreckt aus. Ich sagte, vielleicht habe sie Angst, ihre Mama und ich würden böse auf sie sein, dass sie solche Sachen mit ihrem Vater gemacht habe; vielleicht gebe es eine Evelyn, die es manchmal genieße, obwohl sie wisse, dass ihr Vater ihr Unrecht tue, und vielleicht habe diese Evelyn Angst, ihre Mama würde wütend, und sie sei auch wütend, weil wir beide wüssten, dass ihre Mama nicht für sie gesorgt habe.

Nach dieser Sitzung erhielt ich einige Anrufe von ihrer Sozialarbeiterin und ihrer Bewährungshelferin. Es stellte sich anhand der Akten heraus, dass sich Evelyn im Alter von acht Jahren darüber beschwert hatte, dass ihr Vater sie anfasst. Geschehen war nichts. Diesmal entschloss sich die Polizei, Evelyns Vater aufzusuchen. Sobald sie ihm eröffneten, was Evelyn gesagt hatte, leugnete er nicht. Er reagierte sofort: »Ich hätte schon vor Jahren damit aufgehört, wenn sie gesagt hätte, dass sie es nicht will. Ich dachte, sie mag das. Ich werde es nie wieder tun.« Weil er geistig behindert war, keine physische Grausamkeit im Spiel und Evelyn mündig war, beschlossen sie, von einer Strafverfolgung abzusehen, und Evelyn wurde in einem geschützten Wohnheim untergebracht.

Letzte Stunde

Evelyn kam mit ihrer Begleiterin zu früh und war sehr attraktiv gekleidet. »Also, mir ist eine ganze Menge passiert. Ich habe ein Zimmer ganz für mich allein. In nur einem Tag war ich umgezogen, und es ist ein Haus in der Nähe meiner Schwester, sodass ich sie in ihrem Heim besuchen kann. Zu meinem Vater ist es nicht allzu weit. Er hat mich gestern besucht. Ich habe meinen eigenen Mietvertrag. Und die Sozialen Dienste

wollen mir unabhängig von meinem Papa Geld schicken, also gibt es viele neue Sachen zu lernen, und ich habe mehr Geld als vorher. Ich habe ein schönes, großes Zimmer mit einem Kühlschrank, einem Herd, einem Bett und einem Schrank. Es ist ein Haus mit vielen Wohnungen drin. Ich habe da einen Jungen und seinen Papa kennen gelernt. Deren Mama hat ihr Haus abgegeben.« Sie kicherte. »Es ist nicht nett, da zu lachen, aber es klingt so komisch, die Vorstellung, dass eine Mama ein Haus niederbrennt.«

Ich sagte, sie habe vielleicht Sorge, ich sei eine böse Mutter, die ihr Haus niedergebrannt habe, indem ich es nicht geschafft habe, ihr für den Weg hither eine Begleitung zu besorgen, und dass sie auch eine böse Mutter in sich habe, die ihre Fähigkeit attackiere, allein herzukommen.

»Mein Papa hat gesagt, ich sei erwachsen, und wenn ich daher eine Wohnung für mich haben wollte, dann sei das in Ordnung. Als er zu mir kam, habe ich die Eingangstür offen gelassen. Ich will nicht, dass das noch mal passiert. Mein Papa ist Freunde besuchen gegangen, als ich bei ihm zu Besuch war. Aber er hat trotzdem die Tür offen gelassen, obwohl er weggegangen ist.«

Ich sagte, die Frage sei sehr schwer für sie und ihren Vater, wie sie zusammen sein sollten, ohne sich zu berühren. Es klinge recht einsam. »Er ist meine einzige Familie«, sinnierte sie traurig. »Ich bin froh, dass er nicht in Schwierigkeiten kommt. Das sollte er aber. Er hätte für das, was er getan hat, weggebracht werden sollen, aber ich hoffe sehr, dass er doch bleibt.« Ich sagte, ihr Stehlen habe mit ihrer Angst und ihrem Wunsch zu tun gehabt, weggebracht zu werden. Vielleicht habe sie nach einer Möglichkeit gesucht, von ihm weggebracht zu werden, damit er sie nicht anfassen konnte, und damit ihre Mutter nicht böse auf sie sein würde.

»Ich wünschte, ich würde nicht aufhören«, sagte sie. »Ich wünschte, ich könnte weitermachen. Es wird mir komisch vorkommen, wenn ich nicht mehr hierher komme.« Ich sagte, die Tür hier sei immer noch offen, aber solange ich keine Begleitperson hätte, die sie herbringen könne, klinge das nach einer sinnlosen Einladung. Sie sah traurig aus, hellte sich dann aber wieder auf. »Wissen Sie, in den sechs Monaten, die ich Sie jetzt kenne, hatte ich einen Freund und wollte heiraten, und das hat aufgehört, und ich bin wegen Diebstahl vors Gericht gekommen, aber ich habe aufgehört zu klauen und ich bin nicht weggekommen, und dann hat mein Papa das gemacht, und dann ist meine Bewährungshelferin in Mutter-schutzurlaub gegangen, und dann bekomme ich ein neues Zuhause und jetzt gehen Sie weg.«

Ein friedliches Schweigen breitete sich aus. »Wissen Sie, ich habe noch andere Angehörige. Meine Mama hat es mir gesagt, aber ich weiß nicht, ob ich sie je finde.« Ich sagte, sie habe wirklich das Gefühl, sie brauche in diesem Moment, wo so viele neue Dinge geschähen, eine Familie; sie wolle auch ihre Familiengeschichte verstehen lernen.

Es gab ein langes Schweigen. Ich fragte sie, woran sie denke. »Ich habe an meine Mama gedacht, wie sie mich am Fenster rief, aber nicht hereinkam.« Ich weiß nicht, ob sie stärker mit ihrem Bedürfnis nach einer Mutter in Berührung kam, seit sie von ihrem Vater weggezogen war, oder ob sie befürchtete, ihre Mutter sei wütend, weil sie zu ihrem Vater »Nein« gesagt hatte. Traurigerweise werde ich das nie richtig verstehen, weil sie sich auch nach den Ferien, nach zwei Briefen von mir, ihr Platz sei immer noch frei, nicht im Stande fühlte zu kommen.

Es hat mehrere Gelegenheiten gegeben, wo sich mir die Wichtigkeit eines »Begleit«dienstes aufgedrängt hat. Selbst für Leute wie Evelyn, die die Anreize manchmal bewältigen konnten, hätte es viel ausgemacht zu wissen, dass für die Tage vorgesorgt war, an denen sie es nicht konnten. Ich hatte einige Sitzungen mit Evelyn und ihrem Vater gemeinsam angeboten, aber keiner von ihnen wollte weitere Hilfe. Beide wurden immer einsamer. Es stellte sich dann heraus, dass Evelyn mit dem Kind ihres Vaters schwanger war.

Die Schlüsselworte, die aus Evelyns schlichter, bewegender und kluger Feststellung hervortraten, sind »denken« und »Erinnerung«. Es sind das Denken und die Erinnerung, die attackiert werden, wenn sie zur Erkenntnis von Trauma und Schuld führen.

Zusammenfassung

Für ein Kind ist ein Elternteil wie *Zeus*, der Göttervater. Einem Elternteil zu gehorchen ist wie eine Lebensgrundlage, sonst drohen Verlassenwerden und Tod. Erst wenn der aktive Spiegel psychoanalytischer Psychotherapie die Falschheit reflektiert und kommentiert, kann *Echo* ihre eigene Sprache, ihre eigene Zunge zurückerhalten.

Evelyn war nicht mehr minderjährig und lebte mit einem nicht gewalttätigen, leicht behinderten Vater zusammen, der dennoch seine Töchter missbrauchte. Der Missbrauch wurde nicht von mir aufgedeckt, sondern von Evelyn zu Tage gefördert, als sie damit konfrontiert war, dass ich nur eine zeitlich begrenzte Therapie anzubieten hatte. Indem ich keine gute Mutter war, die unbegrenzt für sie sorgen könnte, war ich schlecht genug, sehen zu dürfen, was geschehen war. Evelyn selbst war vorher blind, taub und stumm.

Evelyn war traurig und einsam, als sie ihre wirkliche Situation verstand. Sie hatte weitgehend ihr Lächeln und ihr Kichern verloren und sie begriff, was es heißt, wenn Echolalie und behindertes Verhalten wieder auftauchen. Es war ein hoher Preis, den sie für den Verzicht auf Dummheit zu zahlen hatte, und Evelyn wollte ihn nicht weiter entrichten. Ich hoffe, dass ihre Fähigkeiten, die ihr inneres Wissen um die Wahrheit ihr verliehen hat, sie für den Schmerz weiterhin entschädigen.

Evelyns Sehstörungen glichen sich von selbst aus. Die Verbindung zwischen »sehen« und illegitimer Sexualität ist seit dem *Ödipusmythos* entstanden worden. In jüngerer Zeit (1989) hat WEIL in einer Studie gezeigt, dass bei Vergleichen zwischen dem Inhalt von Kinderräumen und den Symptomen und realen Erfahrungen der Kinder das Bohren im Auge, psychogene Blindheit und Sehstörungen verknüpft sind mit früher Anschauung erwachsener Sexualität: Masturbation von Erwachsenen, harte Pornos und Geschlechtsverkehr. 1937 hat OBERNDORF Sehstörungen und episodische Dummheit mit der Beziehung zwischen intellektueller und sexueller Entwicklung verknüpft.

Evelyns Situation hat bei mir auch Fragen hinsichtlich der Notlage erwachsener geistig Behinderter aufgeworfen, die in inzestuösen Beziehungen leben. Sie war nicht mehr minderjährig, und welchem Zwang auch immer sie als Kind ausgesetzt gewesen war, gegenwärtig traf das nicht mehr zu. Auf vielen Konferenzen ist erwogen worden, ob ein Hinweis ziehen der Polizei vonnöten wäre. Was eindeutig als Missbrauch eines Kind verstanden wird, scheint in dem Moment wie weggewischt, wenn die betreffende Person die Grenzlinie überschreitet, die offiziell die Kindheit vom Erwachsenendasein scheidet. Ich glaube aber, dass dort, wo etwas korrumpiert, auch wenn es liebevoll korrumpiert, fortwährend auch Wahrheitigkeit und geistige Gesundheit zerstört werden. Evelyns Beziehung zu ihrem Vater ist nicht sensationslustern und aggressiv aufgestöbert worden. Sie war in der Lage, sie einzubringen, weil sie merkte, dass sie sie nicht fortsetzen wollte. Viele Erwachsene, behinderte und nicht behinderte, gehen Situationen aus dem Wege, wo Einsicht gedeihen könnte, weil sie sicherstellen wollen, dass sie solchen Wahrheiten nie werden ins Auge blicken müssen.